Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 16 Marburg i. H., den 20. April **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Jesus lebt! — Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik. 11. Rechtfertigung und ewiges Leben — Die neuere deutsche Dichtung im Wandel der Weltanschauung. Zweite Hälfte — Von der belgischen Missionskirche — Das Spruchkollegium — Verschiedenes: Henrik Ibsen (Woerner); Henrik Ibsen (Collin); Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen (Hans); Theorie, Ursprung und Geschichte der Friedensidee (Melamed); Panamerika (Fried); Die große Täuschung (Angell); Passiflora (Geiger); Die Eiks von Eichen (Rose); Eines Königs Ende (Ratzel); Unterwegs (Burmester); Reifezeit (Niese); Stoffe und Probleme des Religionsunterrichts (Drews); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Jesus lebt!

Er ist auferstanden und ist nicht hie. Mark. 16, 6.

Wir sind schon an manchem Freundesgrab gestanden. Wer ein menschliches Herz hat, weiß, was da in unsrer Seele vor sich gegangen ist. Auch dieses edle Leben — so klagten wir — durfte der Tod vernichten. Wie ein Riese schreitet er über die von Menschen bewohnte Erde. Wohin er tritt, verdirbt er die dort wachsenden, blühenden und Frucht tragenden Menschenpflanzen. Dem Sturme gleicht er, der über das Land fegt und die mächtigen Bäume niederreißt. Wie ein unsichtbarer, irgendwo im Hinterhalte versteckter Bogenschütze legt er jetzt diesen, dann einen anderen Pfeil auf die Sehne, und jeder Schuß ist ein Treffer. Es gibt keinen Panzer um sich vor ihm zu sichern und keine Burg, in die man sich vor ihm flüchten könnte.

Und doch ist es uns ins Herz gelegt, wider die brutale Gewalt des Todes zu protestieren. An dem Grabe, wo wir eingestehen müssen: Wieder hast du gesiegt, du furchtbarer Tod! erhebt sich in uns eine andere Stimme wie aus verborgenen Tiefen erklingend: Nur scheinbar siegst du, o Tod. Du kannst, du darfst, du wirst nicht das letzte Wort haben!

Beobachten wir uns und andere, wenn wir Verstorbene zu Grabe geleiten, so wird es uns nicht entgehen, daß der Protest gegen den Tod um so entschiedener wird, je mehr uns der Mensch gewesen, den er uns entrissen hat, je inniger die Liebe war, die uns mit dem Herzen verband, das ausgeschlagen hat. Nun fühlen wir erst recht, was es für Jesu Freunde bedeuten mußte, an sein Grab zu treten, was es für die Menschheit heißen mußte, der Stätte zu nahen, wo der zur Ruhe gebracht war, der vom Vater in Ewigkeit geborener Mensch gewesen ist. Hier wuchs immer aufs neue der Widerspruch gegen den Tod zu einer sonst nirgends erreichten Gewalt an. Schüchterne Hoffnung wurde zu felsensicherer Gewißheit: Dieser Jesus stirbt nicht. Sein Leben endigt nicht im Grabe.

Daß uns mancherlei Zweifel über das Fortleben anderer Seelen beunruhigen, ist verständlich. Was sollen ungefestigte und kaum halb fertige Gebilde in der Ewigkeit! Manchem sind, fast möchte ich sagen aus Bescheidenheit, Bedenken über das eigene Fortleben aufgestiegen. Aber, wenn wir Jesus erlebt haben, wenn seine Seelenhoheit uns ins Herz geleuchtet hat, dann sieht auch unser Geistesauge noch die Boten einer anderen Welt sein Grab umspielen und vernehmlich klingt die Botschaft an unser Ohr: „Er ist auferstanden und ist nicht hie!“ Wer wollte den Lebendigen bei den Toten suchen!

Aus dem Glauben an Jesu dem Tod entrücktes Leben wächst wie ein Reis aus triebkräftiger Wurzel unser Auferstehungsglaube hervor. Die Alten hätten, so las ich kürzlich irgendwo, deshalb Cypressen auf die Gräber gepflanzt, weil diese Bäume keine Wurzelschößlinge treiben. Sie waren ihnen ebenso wie die zerbrochene Säule und der Genius mit gesenkter Fackel ein Bild der Hoffnungslosigkeit. Wir pflanzen Epheu, der sich aus sich selbst verjüngt und mehrt, auf unsre Gräber. Weil Jesus lebt, darum wagen wir auch zu glauben, daß unser wahres Ich und unser verborgener Edelmensch nicht dem Todesgeschick verfallen kann. Aber erst nachdem wir angestimmt haben: „Jesus lebt!“ singen wir unser Osterlied weiter: „mit ihm auch ich!“

C G

Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik

Ueber den Sinn dieser Betrachtungen vgl. 1910, 43: 1. Zur Verständigung

11. Rechtfertigung und ewiges Leben

Die Leser der Christlichen Welt, welche mit freundlichem Anteil diesen kleinen Betrachtungen gefolgt sind, werden nicht erwarten, daß auf die Stücke von Gott, Sünde, Christus nun eine besondere Reihe über Glaube, Wiedergeburt, Buße, Bekehrung oder wie sonst die Titel lauten möchten, folgen werde, kurz: auf die Betrachtung der sogenannten objektiven Dogmen die der subjektiven, auf die vom Heilsgut, vom Heilsgott, vom Heiland die von der Aneignung des Heils. Denn von Anfang an war ja alles Bestreben darauf gerichtet, das Objektive in seiner subjektiven Verwirklichung deutlich zu machen und das subjektive Erleben in seinem unlöslichen Zusammenhang mit dem objektiven Grund. Und nur weil unter uns so leicht das Objektive verkürzt wird, trat es in der Betrachtung absichtlich stärker hervor, so sehr, daß das Subjektive oft wie das Selbstverständliche zu ergänzen war. Unter demselben Gesichtspunkt steht nun am Ende der ganzen Reihe auch dieses Stück, das nach der alten Einteilung auf die Seite der subjektiven Aneignung gehört. So freilich, daß eben daran vollends deutlich wird, wie sehr immer in der christlichen Dogmatik ihrer letzten Absicht nach das Objektive und Subjektive unzertrennlich war, auch jenes „persönlich-praktisch“ und dieses niemals auf sich selbst gestellt.

Rechtfertigung und ewiges Leben gehört für unsere Reformatoren zusammen. „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.“ Wir wissen, wie tief Luther Leben und Seligkeit verstanden und darum als gegenwärtiges Gut hat verstehen lehren; aber auch, wie „transszendent“, wie „ewig“ im Unterschied vom „ewigen Leben in der Zeit.“ Er lebt im ewigen Leben und hofft darum ganz auf das ewige Leben. Dieses „darum“ ist uns weithin fremd geworden; aber nicht eine Bereicherung, sondern eine Verkürzung unsres Christenstandes liegt vor, wenn es so ist. Dieses Zurücktreten der Hoffnung hat seinen letzten Grund im Zurücktreten der Rechtfertigungsgewißheit. Veranlaßt war dieses Zurückgehen freilich zum Teil durch Härten der überlieferten Lehre, namentlich durch die Lehre

von den ewigen Höllenstrafen. Sie war selbst ohne Zusammenhang mit der Rechtfertigung ausgebildet und dann festgehalten, ohne umgebildet zu werden. Bekanntlich hat eine umfassende Bewegung dagegen sich namentlich im England des vorigen Jahrhunderts entwickelt. Bei uns sind mehr langsam weiteste Kreise von großer Gleichgiltigkeit ergriffen worden; von wie großer, kann oft plötzlich zum Bewußtsein kommen, wenn etwa einmal an einem Festtag sonst fehlenden Massen von einem persönlich ernsten, aber weltfremden Prediger die alte Lehre eben als Lehre, auch wieder losgelöst von ihrem tiefsten Grund, und etwa gar in breiter Ausführung vorgetragen wird. Was in solchen Fällen zur Aussprache kommt, läßt bei aller Ehrlichkeit, die man anerkennen muß, und bei aller Berechtigung gegenüber mancher unzeitgemäßen und doch keineswegs ewigkeitsgemäßen Predigt, einen solchen Tiefstand des innersten sittlich-religiösen Empfindens ahnen, daß der Vergleich mit mancher früheren Zeitstimmung etwas beschämendes hat. Man denkt besorgt an das Urteil des Kirchenhistorikers, daß die Völker und Zeiten, in denen der Gedanke des Gerichts eine lebendige Macht war, die lebenskräftigen Völker und Zeiten gewesen seien; man fragt sich auch, ob nicht selbst die Zeit des Rationalismus, die jene alten Vorstellungen vom Gericht auflöste, mehr stille Kraft des schlichten Rechttuns, der verleugnungsvollen Pflichterfüllung gehabt habe. Aber nicht nur der farbenreiche Gedanke des Gerichts über Alle ist weithin verblaßt. Das Merkwürdige ist, daß „in christlichen Kreisen" der Glaube an das ewige Leben vielfach schlaff und unsicher geworden ist. „Wir gehen anders über die Gräber als die Geschlechter vor uns"; „wir leben in der Gegenwart, nicht in der Zukunft."

Leben wir in der Gegenwart, leben wir, das Wort so tief verstanden, als es jedem höheren Erleben ohne Erklärung verständlich ist? Leben wir so aus dem Vollen und Ganzen, daß wir das Wort Leben nicht viel mehr als Sehnsuchtslaut denn als Bezeichnung einer Wirklichkeit empfinden? Sind wir nicht mit den Vorbereitungen zum Leben beschäftigt, statt zu leben? Aber sollte das anders werden können, bis das „ewige Leben" wieder in sein unveräußerliches Recht eingesetzt ist, als ein ewiges Leben im Ernst jenseits dieses Lebens und dadurch eben als die Kraft dieses Lebens? Und wie anders sollte das ewige Leben unser eigen werden als durch die „Rechtfertigung", indem der uralte, der unlösbare Zusammenhang wieder hergestellt, für uns wieder wahr wird, von dem wir, der Reformatoren gedenkend, ausgingen, die darin doch nur Wiederentdecker des ersten Evangeliums für ihre Zeit als des ewigen Evangeliums waren? Kann denn aber der Rechtfertigungsgedanke uns Heutigen wieder etwas, recht verstanden: alles werden? Kleinod, nicht Reliquie? Ich möchte nicht wiederholen, ich möchte dankbar hinweisen auf das, was Karl Holl in seiner kleinen Schrift „Was kann die Rechtfertigung dem modernen Menschen bedeuten?" ausgeführt hat. Wie sehr diese Schrift von dem entscheidenden Punkt ausgeht, darf ich wohl mit einer kleinen Erinnerung illustrieren. Als wir Studenten waren, führte Karl Weizsäcker einmal in einer Predigt aus, wie unser heutiges Selbstgefühl geartet sei. Und es waren schon damals sehr moderne Töne, ein tiefer Geist redet ja immer seiner Zeit auch voraus. Dann, es war das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner, sprach er davon, wie ganz anders wir vor Gott stehen, wie unser vor Gott Stehen etwas ganz andres sei als jene natürliche Selbstbeurteilung. Vielleicht kam das Wort Rechtfertigung nicht vor; es war eine unvergeßliche Predigt von der Rechtfertigung. Aehnlich zeigt Holl, wie gerade der Mensch von heute, wenn er seinen Wirklichkeitssinn auf sich selbst zu richten den Mut hat, vor die alte ewige Frage geführt wird, welches das Urteil Gottes über ihn ist, wie dieses allein giltige Urteil Gottes ein Urteil für uns, ein Urteil zu unsern Gunsten sein muß, wenn nicht unsre innerste Existenz vernichtet sein soll, wie es aber das nur sein kann als ein Urteil unergründlicher Liebe, die im Verzeihen neues Leben schafft. „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit." Davon, wie jenes lebendig machende Urteil Gottes Taturteil in der Geschichte Jesu ist für alle, die Gott gern vertrauen möchten und doch in sich dieses Vertrauen nicht erschwingen, war das letzte Mal die Rede. Heute fügen wir hinzu, heben hervor, wie in dieser Gewißheit der Gemeinschaft mit Gott das erlebte ewige Leben zur gewissen Hoffnung des ewigen Lebens wird. Alle andern Gründe halten nicht Stand. Aber Gott ist nicht ein Gott der Toten. Und die ihm leben, besorgen nicht, daß einmal eine Stunde der Euthanasie für sie schlüge, in der sie, nach seligen Aeonen der Gemeinschaft mit Gott, in dieses Gottes Leben untergingen. Sie verstehen nicht, welche „Notwendigkeit des endlichen Lebens" sie dazu verurteilte oder welche Angst vor ewiger Langeweile ihnen jene Aussicht erfreulich machen sollte; ihr Anteil an Gottes Seligkeit hebt sie über solche Gedanken hinaus.

Vor einiger Zeit ist in unsrer engern Heimat ein Mann gestorben, der vor andern als ein kritischer Theologe galt und in dessen „Glauben" nach mancher Meinung allerlei zu vermissen war, in dem aber auch, wer ihm näher stehen durfte, verborgene Tiefen ahnte. Namentlich hatte er mit ängstlicher Zurückhaltung über die Aeußerung seines Innenlebens gewacht. In seinen letzten Stunden, zwischen Schlummer und hellem Bewußtsein, konnte man an jene Worte erinnert werden, die von Schleiermachers Abschiedsstunde berichtet werden, an jenes Zeugnis von der erlebten Auflösung aller Gegensätze und Hemmungen. Da sagte unser Freund einmal um das andere: die Rechtfertigung aus dem Glauben, das ists, das ists. Th Häring

---

Die neuere deutsche Dichtung im Wandel der Weltanschauung

Zweite Hälfte

Liliencron, „der immer junge Held, der uns entzückt von Kampfplatz zu Kampfplatz führt wie zu einem hinreißenden Tanz" (aus Dehmels Grabrede), ist mit Unrecht für den Naturalismus in Anspruch genommen. Wohl ist seiner Jäger- und Soldatennatur die scharfe Beobachtung der Wirklichkeit eigen, mit der er beim Erkundigungsritt alle die Blumen eines bunten Wiesenflecks in sich aufnimmt, als wäre er „ein Pflanzen suchender und Pflanzen bestimmender Apotheker gewesen" (Kriegsnovellen S. 187); wohl rechnet er sich in den achtziger Jahren zum neuen Sturm und Drang und ist entzückt von den Schilderungen in Zolas „Nana". Aber er ist doch theoretisch nie einer „Schule" angehörig, und als er einmal (1904) nach den Zielen und dem Wesen seiner Kunst gefragt wird, antwortet er: „Ich habe nie darüber nachgedacht. Pferdehandel und (zuweilen natürlich nur) Sitzen mit Zigeunern, Bauern usw. in den Wald- und Wegekneipen steht mir höher als »Versemachen«." Man wird vielleicht sagen können, daß ihm das Dichten Ersatz gab für Krieg und Jagd und tief atmendes Leben. Er lebte sich aus im Reiche der Phantasie, was ihm im Reich der Wirklichkeit versagt war. Sein Wirklichkeitssinn war nur die Grundlage, von der seine mächtige Phantasie sich aufschwingt zu Aldebarans-Träumen. Beides vereint in einer Persönlichkeit, die mit heißem Lebensdrang den Genuß der Stunde auskostet und in einem Freiheitsdrang, der, keine Fessel duldend, unter vielen Widerwärtigkeiten das Eigenste sich wahrt. So dichtet er die großen, gewaltigen Gedichte Pidder Lüng und Cincinnatus und das eigenwillige kunterbunte Epos Poggfred.

> Pardon, dieses Faseln ist mein Jagdrevier,
> Es tut mir leid, car tel est mon plaisir.

Je mehr man heute (aus seinen Briefen) ersieht, wie tief in seiner Seele Schwermut und Menschenverachtung lagen, um so kraftvoller erscheint diese jubelnde Verehrung des Lebens:

> Doch eh mein Sarg die Erde noch erreicht,
> Brüll ich empor, daß Alles rings erbleicht:
> Hurra, das Leben!

Ebenso triumphiert die Persönlichkeit über tiefen Pessimismus bei Carl Spitteler. Er galt ja lange Zeit als Nachfolger Nietzsches; bei genauerem Zusehn aber fand man, daß sein Prometheus und Epimetheus, der manche ähnlichen Züge mit Also sprach Zarathustra zeigt, vor diesem Werke Nietzsches entstanden war, so daß sich die Frage umkehrte, ob nicht Nietzsche

Anregungen von Spitteler empfangen habe. Ohne diese Frage entscheiden zu wollen, erkenne ich jedenfalls in Spitteler einen originalen Denker und Dichter. Man wird auf Beide die Worte am Anfang von Spittelers Erstlingswerk anwenden können:

Und allda lebten sie getrennt von allem Volk und gingen nicht zu opfern bei der Brüder Göttern, und gingen nicht zu Markte kaufen von den richtigen Begriffen, und wenn die Andern sangen, sangen sie nicht mit.

Und legten einen Balken vor den Weg und sperreten mit Schloß und Riegel wohl das Tal und nahmen kein Gesetz und keine Sitte an, und war ihr einziges Gebet der eigenen Seele Flüstern, wenn sie sinnend wandelten in Wald und Hain und an des Berges duft'gen blumigen Geländen.

Der Ausdruck des Pessimismus dieses Dichters ist sein größtes Werk: Olympischer Frühling. Die Welt steht unter der grausigen Notwendigkeit. Den Triumph der starken, sittlichen Persönlichkeit bedeutet die Gestalt Apollos, die im Mittelpunkte dieser Dichtung steht und Wärme und Licht über alles Dunkel gießt.

Ein Aar an Ungestüm, ein Leu von heft'ger Stärke,
Doch nicht zu Haß und Hader, zum lebend'gen Werke.
Versöhnung lächelt, wo sein Augenblick geruht,
Und was sein edler Finger stiftet, das ist gut.

Eine starke, in Selbstzucht gereifte, den höchsten Fragen zugewandte Persönlichkeit drückt seinem Lebenswerk den Stempel auf. Auch er hat naturalistisch gedichtet; aber bezeichnenderweise nicht als Sklave einer Theorie oder in Abdankung der Persönlichkeit zu Gunsten eines photographischen Apparates, sondern in souveräner Meisterung der verschiedenen Kunstformen, um seine Kunst zu üben und zu betätigen. Das große Epos ist sein eigentliches Gebiet: „Ich persönlich verspüre das Epos als eine Ausströmung des Mutes, der Abenteuerlust, der Freude an dem äußeren Glanz des Daseins. . . Ein realistisches prosaisches Epos, das wäre wie ein auf dem Bauch kriechender Adler." Der Schluß dieser Bekenntnisse (Kunstwart 1908, 19/20) zeigt, wie groß die Entfernung vom Naturalismus ist: „Das immerhin glaube ich versichern zu können, daß, so lange mir Gesundheit und Kraft treu bleiben, auch ich hinfort der wiedergewonnenen hohen Poesie, also dem Epos und der kosmischen Dichtung treu bleiben werde."

Von dem starken Bewußtsein der Persönlichkeit und ihres Wertes ist auch Richard Dehmel durchdrungen. Wir sehen den Einfluß Nietzsches wirken; er fühlt den Ruf des Meisters an sich ergehen: Folge mir nach. Aber seine Antwort ist anders als die der Vielzuvielen:

Da ward der Jünger sehend
und verstand den Meister:
folgte ihm
und verließ ihn. (Nachruf an Nietzsche.)

Dehmels Denken mündet ein in eine starke Zeitbewegung und -Anschauung, deren verschiedenartige Stimmungen und Gedanken der Name „Monismus" zusammenfaßt. Der Monismus (genauer die Identitätslehre) ist philosophisch die Anschauung, nach der das Wirkliche nicht in Materie oder Geist, Ich oder Nicht-Ich besteht, sondern in dem gemeinsamen Urgrund dieser verschiedenen Gegensätze. Philosophisch schon uralt, hat diese Anschauung im modernen Denken und Fühlen neue Farben erhalten. Zugrunde liegt (vergl. Troeltsch, Neue Rundschau, September 1910) der naturwissenschaftliche Gedanke eines Allgesetzes, das die gesamte Wirklichkeit umfaßt und restlos erklärt. Das Gesetz der Kausalität wird dabei zunächst so verstanden, daß es gleichbleibende Kräftebeträge in bloß andere Formen umwandelt. Daran schließt sich aber alsobald — in seiner Neuheit zu wenig verstanden — der Entwicklungsgedanke, der in die Kausalität die Idee der Fortleitung zu höheren Formen und Stufen hineinträgt. Das Gefühl bemächtigt sich nun der Idee der All-Einheit und sucht in pantheistischer Mystik, aus dem Zerstreuten und Gegensätzlichen fliehend, das All-Eine zu erleben. Für die Literatur bedeutsam wird schließlich die künstlerische Verwertung dieser Anschauung durch die Naturverherrlichung und die romantische Spiegelung der Welt in der Kunst als in der höhern Wirklichkeit.

Dehmels Entwicklung zeigt die Wendung zum Monismus, ohne den romantischen Einschlag. Seine Lebens- und Dichterfahrt ist ein Suchen nach Erlösung aus Dumpfheit, Wirrnis und moderner Zerrissenheit. Er findet sie nicht in einer Flucht vor dem Leben, sondern in einer Hingabe an das Leben. Wie der Glaube der Griechen aus dem wogenden Meer die Göttin der Liebe erstehen ließ, so taucht ihm aus dem Meer dunkler geschlechtlicher Triebe eine Erlöserin auf. Sie erlöst von Dumpfheit und Schwahn zum Verschmelzen mit einem andern Wesen. Aber aus der geschlechtlichen Liebe quillt noch etwas Höheres: aus der Liebe erwächst das Weltverständnis, die große Liebe zum All, das Gefühl, ganz einig zu sein mit allem Weltgeschehn, so daß ihm nichts mehr fremd und furchtbar ist; sein Wille steht in völligem Einklang mit dem Weltwillen:

Ich bin so gotteins mit der Welt,
daß nicht ein Sperling wider meinen Willen
vom Dache fällt.

Aus diesem Gefühl des Gotteinsseins erhebt sich nun das Morgenrot einer neuen und doch alten Moral:

Und man erkennt: Verbindlichkeit ist Leben,
und jeder lebt so völlig, wie er liebt:
Die Seele will, was sie erfüllt, hingeben,
damit die Welt ihr neue Fülle gibt.

Bei Tag, bei Nacht umschlingt uns wie ein Schatten
im kleinsten Kreis die große Pflicht;
wir alle leben vom geborgten Licht
und müssen diese Schuld zurückerstatten.

In Dehmels „Roman in Romanzen" Zwei Menschen hat diese Entwicklung ihre Darstellung in hoher dichterischer Form gefunden.

Dieser Monismus gibt der Dichtung Dehmels ihr Ethos und ihren Optimismus, auch die Hingabe an die großen Fragen der Menschheit und der entsprechend hohe Stil seiner Kunst stehen damit in Verbindung.

Was er daraus für die Beurteilung der Tragödie folgert, ist zunächst nur von theoretischem Interesse, da seine eigene Bedeutung nicht auf dem Gebiete des Dramas liegt. Zum Teil sind es Gedanken des Naturalismus, die hier in neuer Beleuchtung erscheinen. Dehmel kündet im Namen des Monismus der Tragödie den Tod an, da sie unsrer Lebensbewertung nicht mehr entspreche. „Der tragische Wert ist ganz und gar auf eine jenseitige Macht gegründet, durch die eine diesseitige Willenskraft zur Selbstvernichtung auserwählt wird." Nun aber verträgt unser Welteinheitsglaube den Gedanken eines derart willkürlichen Jenseits nicht mehr. Sodann: „Wir glauben an eine unaufhörliche Wechselwirksamkeit alles Seins und Wesens, in der es einen Untergang im alten Sinne gar nicht mehr gibt . . . unser Entwicklungsgedanke bedeutet, daß in jedem Stäubchen schon Menschenlos lebt, daß selbst unsere Asche noch gotteins ist. . . Es ist trotz Nietzsche nichts Herrliches mehr, über sich hinaus zu wollen und so an sich selbst zu Grunde zu gehen; das hat der Mensch jetzt mit jeder verbrannten Motte und zerplatzten Seifenblase gemein." An Stelle der Tragödie werden andere Formen des Dramas treten, insbesondere als zukunftsreichste das allegorische Drama, wie es in Shakespeares Sturm, Goethes Faust, Ibsens Peer Gynt und neuerdings Hauptmanns Pippa seine Vertreter hat. (Vgl. Tragik und Drama, Gesammelte Werke Band 9.)

In stärkerer Weise wird der moderne Monismus als Identitätslehre ein Bestandteil der Neuromantik, ja er scheint deren Bedürfnissen recht entgegenzukommen. Ist die ältere Romantik ein ästhetisches Schwelgen in dem Reichtum des Ich und der Fülle seiner Gesichte, so verbindet sich mit der Neuromantik unsrer Tage eine starke artistische Anlage, die ihre Dichter über das Fragmentarische hinaushebt, zu dem so viele Werke jener in Subjektivität schwelgenden Frühromantiker verurteilt waren; führte schon die alte Romantik unter dem Einfluß Fichtes und in der Mystik Hardenbergs zu einer Souveränität des Ich und in die geheimnisvollen Tiefen der Seele, so erlebt der kunstselige Neuromantiker in seinen dichterischen Träumen die eigentliche Wirklichkeit, in der die Gegensätze von Geist und Materie, Ich und Nicht-Ich geschwunden sind. Die Worte in Hölderlins „Tod des Empedokles"

Ich kenn' ihn, kenne sie, die überglücklichen
Verwöhnten Söhne des Himmels,
Die anders nicht, denn ihre Seele fühlen.
Stört einmal sie der Augenblick heraus —
Und leicht zerstörbar sind die Zärtlichen —
Dann stillet nichts sie wieder, brennend
Treibt eine Wunde sie, unheilbar gärt
die Brust —

scheinen sie nicht ebenso für die Romantiker von heute zu gelten, nur daß bei diesen eine noch stärkere Empfindlichkeit der Nerven hinzutritt?

In seinem Vortrag „der Dichter und diese Zeit" schildert der bedeutendste Vertreter dieser Neuromantik, **Hofmannsthal**, den Dichter:

Er ist der Zuseher, nein, der versteckte Genosse, der lautlose Bruder aller Dinge, und das Wechseln seiner Farbe ist eine innige Qual: denn er leidet an allen Dingen und indem er an ihnen leidet, genießt er sie. Dies Leidend-genießen, dies ist der ganze Inhalt seines Lebens... Denn ihm sind Menschen und Dinge und Gedanken und Träume völlig eins: er kennt nur Erscheinungen, die vor ihm auftauchen und an denen er leidet und leidend sich beglückt.

Dieser mystisch-ästhetische Genuß einer feinfühligen, nervösen Seele richtet sich wie auf die Gegenwart so auch auf die Vergangenheit:

Ihm ist die Gegenwart in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit: in den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernen nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten; sein Auge, wenn sonst keines, trifft noch — wie könnte er es wehren? — das lebendige Feuer von Sternen, die längst der eisige Raum hinweggezehrt hat.

Wenn er sagt, daß die Dichter nur gestalten, was sie glauben, so meint er das Wort in seiner vollen religiösen Bedeutung:

als ein Fürwahrhalten über allen Schein der Wirklichkeit, ein Eingreifen und Ergriffensein in tiefster Seele, ein Ausruhen im Wirbel des Daseins. So glauben die Dichter das was sie gestalten, und gestalten das was sie glauben. Das All stürzt dahin, aber ihre Visionen sind die Punkte, die ihnen das Weltgebäude tragen.

Nicht etwa die Persönlichkeit des Dichters ist der feste Punkt in der Flucht der Erscheinungen. Die starke Persönlichkeit und der Lebenswille erheben sich bei Dehmel auf dem Hintergrunde des Monismus; hier ist die Persönlichkeit schwach und nur das ästhetische Empfinden stark

— „unser Selbst!" Das Wort ist solch eine Metapher. Regungen kehren zurück, die schon einmal früher hier genistet haben. Und sind sies auch wirklich selber wieder? Ist es nicht vielmehr nur ihre Brut, die von einem dunkeln Heimatgefühl hierher zurückgetrieben wird? Genug, Etwas kehrt wieder. Und Etwas begegnet sich in uns mit Anderem. Wir sind nicht mehr als ein Taubenschlag.

So im Gespräch über Gedichte. Oder im Zwischenspiel Der weiße Fächer:

wir selber nur der Raum,
Drin Tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben, wie ein Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen;
All unsere Einheit war ein bunter Schein.

Um die Erscheinungen rein aufzunehmen bedarf der Künstler der Unbefangenheit und Reinheit des Kindes. Darum dieses Heimweh nach Jugendlichkeit, dieses „moralische Präraffaelitentum."

Diese empfängliche sensibel leidende Seele wird der Sammelplatz aller Kulturen, der Taubenschlag, in dem die Tauben von San Marco nisten und in den fremdartig neu die Liebestauben Aphroditens flattern.

Die Neuromantik, die fast hundert Jahre nach dem Athenäum in den „Blättern für die Kunst" einen Sammelpunkt hatte und in Stefan George ihren Meister ehrte, fühlte sich in schroffstem Gegensatz „zu jener verbrauchten und minderwertigen Schule, die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang."

„Unser ganzes Schrifttum von gestern ist sittlich (sogar das behördlich verbotene) bürgerlich — pöbelhaft und unterhaltend — belehrend. Wir können nur Eines fassen, das schön, vornehm, beeindruckend ist."

Während Arno Holz den Reim und den regelmäßigen Rhythmus als verbraucht ablehnt, schaffen diese Dichter ganz neue Reize der Sprache, ebenso in der üppigen samtenen Prosa etwa der Hofmannsthalschen Aufsätze wie im dramatischen Spiel und der ahnungsschweren Lyrik.

Die armen Worte, die im Alltag darben,
Die zagen, blassen Worte lieb ich so.
Aus meinen Festen schenk ich ihnen Farben,
Da lächeln sie und werden langsam froh.
Sie wärmen sich die weißen Winterwangen
Am Wunder, welches ihrem Weh geschieht;
sie sind noch niemals im Gesang gegangen,
und schauernd schreiten sie in meinem Lied.
(Rainer Maria Rilke.)

Den ältern Dichtern wird vorgeworfen, daß sie der Mehrzahl nach ihre Werke als Stütze einer Meinung, einer Weltanschauung geschaffen, oder wenigstens gemeint hätten; „wir sehen in jedem Ereignis, jedem Zeitalter nur ein Mittel künstlerischer Erregung." Darin kommt ihr Artistentum allerdings klar zum Ausdruck; aber Artistenkurzsichtigkeit ist es auch, zu meinen, daß wenigstens ihr Gesamtwerk nicht einer Weltanschauung entwachse. Wie aber ihr vornehmes Künstlertum sich nur an interne Kreise wendet, so konnte natürlich auch die zugrundeliegende Weltanschauung, zunächst die ästhetische, einem kämpfenden Volke nicht genügen. Auch der Monismus erwies sich als unzulänglich, selbst wenn Richard Dehmel mit der Unbedingtheit des philosophischen Dilettanten erklärt, daß das monistische Ideal aus den Meinungskämpfen des letzten Jahrhunderts als einziger Richtungspunkt aufgetaucht sei, „um den sich alle Kulturpioniere instinktiv zusammen finden."

Von der Armee der modernen Kulturpioniere scheiden doch diejenigen nicht aus, die im Namen und in Erneuerung Kants wieder den Geist als den Gesetzgeber der Kultur und den absoluten Wert der sittlichen Gesinnung proklamieren, oder die, wie Eucken, mit neuer erkenntnistheoretischer Fundamentierung die Selbständigkeit eines geistigsittlichen Reiches neben dem natürlichen Geschehen begründen.

In der Richtung dieser Ueberzeugungen beginnt eine neue Kunst sich Bahn zu brechen, die von Paul Ernst (Der Weg zur Form), und dem jüngst verstorbenen Lublinski (Der Ausgang der Moderne) kampfesfreudig begründet und von Beiden und Andern in Dramen neuen Stils vertreten ist. **Paul Ernst**, der selbst als Naturalist begonnen hat, wird an dieser Vergangenheit irre: „wenn wir jetzt nun fragen: Ja, ist denn die Kunst wirklich dazu da, dieses elende Gesindel der »Lumpenbagasch« und des »Chambre séparée« zu schildern, — dann verlieren wir doch die Siegesgewißheit mitten im Sieg." Ein Ueberdruß am Naturalismus läßt ihn nach neuen Zielen schauen. Mag auch der durch das Elend vertierte Proletarier unfrei sein — der gequälte Ochs im Pflug erweckt Mitleid, aber wirkt nicht tragisch. „Der schlimmste Feind alles Tragischen aber ist die Ansicht von der Relativität aller Sittlichkeit." „Nicht in der Einsicht liegt unser Wesen als Menschen, sondern darin, daß wir Werte erblicken, die uns das Herz brennen machen. Sittlich kann nur der Mensch sein, und deshalb liegt alle menschliche Größe nur in der Sittlichkeit... Ich selbst glaube an ein transszendentes Subjekt, von dem unser empirisches Subjekt nur ein schwaches Symbol ist." Darin liegt die Absolutheit des sittlichen Ideals begründet. Aus aller Unvollkommenheit und Halbheit der Welt strebt unsere Sehnsucht nach größerer Aehnlichkeit mit unserm transszendenten Ich: seine wesentlichen Merkmale müssen wir unter allen Umständen erstreben, und an diesem Streben muß aller Anprall dieser Welt brechen. Das ist das moderne sittliche Ideal, so sein eigenes Wesen zu erkennen und es in Stolz und Vornehmheit zu einer absoluten Gestalt herauszuarbeiten. Der Konflikt aber zwischen diesem Streben und der menschlichen Bedürftigkeit bildet den Inhalt der Tragödie.

„Das Drama", sagt Lublinski, „ist im Aesthetischen der vollkommenste Ausdruck für die Kraft, den Willen, die Leidenschaft und Idealität einer Kultur." Auf Grund einer großen Entwicklung strebt unsere Kunst zu großen Möglichkeiten und Zielen. „Doch dazu wird erfordert, daß man wieder an menschliche Größe glaube."

So werden neue Ueberzeugungen und Ziele ausgesprochen, und sofort spiegelt sich die Weltanschauung in der Kunst, nicht

nur in der Gestaltung des Konflikts infolge der sittlichen Wertung, sondern auch in dem formalen Stil. Ließ sich der Naturalismus seine Gesetze vom Stoff diktieren, so schreitet der neuerwachte Glaube an sittliche Selbständigkeit frohgemut in die Künstlerwerkstatt und wandelt sich hier in die künstlerische Selbständigkeit, die, den Stoff der Form unterwerfend, sich in der monumentalen Stilgebung betätigt.

Die Charakteristik in ihrer typischen Einfachheit, die Komposition, die von einer beherrschenden großen Idee geschlossen wird, und die Sprache in ihrer edeln durchsichtigen Gedankenklarheit spiegeln den bewußt ethischen Künstlerwillen wieder.

In Brunhild von Paul Ernst liegt die Tragik darin, daß der hohe Daseinssinn der vornehmen Gestalten Siegfried und Brunhild unheilbar versehrt wird durch die niedrige Gemeinschaft mit Gudrun und Chrimhild. Folgendermaßen spricht Siegfried aus, was der Dichter den Glauben an das transszendente Ich nennt:

Schwer muß ich tragen, denn ich trage Schuld,
Die schwerste Schuld: Untreue gegen mich.
Denn jedem Menschen ward ein Ziel gesetzt,
Das er erreichen kann, erreichen muß,
Bräch er zusammen auch, wenn ers erreicht:
Denn nicht für sich ja ward der Mensch geboren,
Geboren ward er für sein Schicksalsziel,
Das er erreichen muß; daß Andre sehn:
Das kann ein Mensch erreichen, und sich schämen,
Und ihm nacheifernd alle weiter schreiten.

Und Brunhild:

Doch einge Menschen gibts von höhrer Art;
Als Euresgleichen scheinen sie Euch nur,
Weil gleich an Leib und Gliedern sie Euch sind
Und aller Eurer Notdurft unterliegen;
Die sind der Sturmwind, der die Wellen treibt.
Wer solch ein Mensch ist, hat das höchste Amt,
Jahrtausende schaun auf ihn hin die Andern
Und bilden sich nach ihm — nach seinem Willen,
Der göttlich war und göttlich wieder wird,
Und Mensch nur wurde eine kurze Zeit.
Siegfried ist solch ein Mensch, ich bin es selbst,
Und unser Amt erfordert unsern Tod.

Der neue Stil zeigt sich in diesem Drama gleichsam in Reinkultur. In klarer Bewußtheit schreiten die Gestalten; man prallt fast zurück vor dem grellen Licht der Gedankenwelt, in der die Personen und ihre Sprache leben. Der Dämmerungszustand des Gefühlsmäßigen und die zitternden Wellen des Nervösen sind aufgehellt und abgeklärt. Der bunte Reichtum der Geschehnisse ist zu einer geradlinigen Monumentalität stilisiert, die runenreiche Rinde der Wirklichkeit ist abgeschält, um die gleichförmigen Jahresringe bloßzulegen. Freilich ist es Paul Ernst in Brunhild noch nicht gelungen, einen lebendigen dramatischen Konflikt aus seiner Weltanschauung zu entwickeln. Denn mit Recht weist Karl Hoffmann (Lit. Echo 13, S. 165 ff.) darauf hin, daß des Dichters Freiheitsideal als fremde unsinnliche Macht wirkt, der die beiden Hauptpersonen sich in asketischem Gehorsam ergeben, und daß ihr tragisches Schicksal nicht eigentlich zum Konflikt wird, sondern von ihnen hingenommen wird.

Demgegenüber bedeutet des Dichters jüngstes Trauerspiel Ninon de Lenclos einen Fortschritt. Wie es überhaupt bei aller Vornehmheit der Form von wärmerem Leben erfüllt ist, so steigt auch der tragische Konflikt aus der Tiefe des Lebens auf und läßt die Freiheit an den Kerkerstäben des Schicksals rütteln. Wie die Muschel noch ein Heimatslied vom Meere summt, so trägt Ninon durch ihr Dirnenleben ein unterdrücktes Ideal der reinen Frau und der liebenden Mutter. Da treten ihr gegenüber der erste Geliebte und Beider zum Jüngling erwachsener Sohn, und diese Begegnung weckt jenes Ideal zur Kraft der Sehnsucht und des Glaubens. Aber der Jüngling — unwissend ihrer Verwandtschaft — entbrennt in Liebe zu der schönen Mutter. Da schöpft sie aus dem Ideal der Reinheit und Mutterliebe die Kraft, unrein zu scheinen, und als sie innerlich schon aufhörte es zu sein, sich den Anschein der Dirne zu geben, um den Sohn zu bewahren. Der mütterliche Kuß auf die Stirn des Sterbenden läßt sie einmal das Glück der Guten fühlen; während eines einzigen Herzschlags Dauer war sie das, was ihres Lebens edelster Sinn zu sein bestimmt war — dann geht sie weiter ihren Dirnenweg.

Wir sehen, hier wird wieder um der Menschheit große Gegenstände wie um den hohen Stil der Kunst gerungen. Wie weit hier Bleibendes geschaffen werden kann, wird die Zukunft lehren. Vielleicht wird doch diese Richtung aus den Errungenschaften des naturalistischen und romantischen Dramas noch Manches sich zu nutze machen. Freilich der Nutzen wird nur Segen werden, wenn diese Errungenschaften nicht ererbt, sondern erworben werden. Die Vertreter dieser Richtung aber, deren Augen von künstlerischer Tatkraft leuchten, sind etwas kulturblaß von Gesichtsfarbe.

Müssen sich nicht doch die neuen Entwicklungsformen auch in der Kunst, wenigstens nach der ersten Zeit des Gegensatzes, nähren von den Kräften der überwundenen, um sie wirklich zu überwinden? Wir sehen vor unsern Augen diesen Prozeß beginnen, in doppelter Richtung. In seiner Dramenfolge „Der Gral“ stellt Eduard Stucken sittliche Gedanken kraftvoll dar: Gawân ist der ritterliche junge Held, den Tod, Teufel und Wollust nicht erschrecken und bezwingen; Lanvâl, der Treulose und Gottlose, weil der Haltlose, der Ritter ohne staete; Lanzelot, der zwischen sinnlicher und edler Liebe Schwankende, erst von der toten Geliebten aus den Banden der Verführerin Befreite. Aber damit vereinigt er auf dem Märchenboden der Grals- und Artussage die Künstlerfreude, den Formenkultus und die Phantasielust der Romantik.

Zu dir erheb ich die Arme, smaragdene Schale!
Begnade mich! Erbarme dich mein und erstrahle!

Dies zugleich eine Probe des Vermaßes in den drei Dramen;*) mit seinem Rhythmus und dem eigentümlichen Innenreim eignet es sich allerdings mehr für lyrische und balladenhafte Stücke als für den dramatischen Dialog.

Andererseits sehen wir, wie Karl Schönherr starke Kräfte aus der Wirklichkeitsdichtung übernimmt. Hat schon die Heimatsdichtung, besonders im besseren Unterhaltungsroman, bedeutende Elemente aus der Erde der Heimat gezogen, so gelangt jetzt dieser Heimatsdichter nach langer Entwicklung zum großen historischen Drama realistischer Art. Der Dichter von Tiroler Schnadahüpfeln und Lokalhumoresken, sozialen Skizzen und tragischen Einaktern kam mit Sonnwendtag zum eigentlichen Schauspiel und macht in Familie einen mißlungenen Versuch im modernen Drama. Sein Schillerpreisgekröntes Drama Erde ist eine vortreffliche Sammlung von Charakteren mit vielen anschaulichen Einzelzügen, nur ohne dramatisches Leben, und sein Preis der Keuschheit, Das Königreich, das den hohen Flug wagte, überschlug sich in Phantastik. Jetzt aber hat er seine energisch geschulten Kräfte in eine Zeit geschickt, aus der ein starker dramatischer Konflikt seiner Eigenart lebendig entgegenlohte. In der Zeit der Gegenreformation — uns und wohl auch dem Dichter vertraut geworden durch die Romane Enricas von Handel-Mazetti, — kämpfen die österreichischen Bauern den furchtbaren Konflikt: Heimat oder Glauben. Ein dem Dichter besonders am Herzen liegender Stoff, die Anhänglichkeit an die Heimatscholle, mitspielend in Sonnwendtag, bedeutsam in „Erde“, wird hier machtvoll glaublich in Bauerngestalten verkörpert und muß ringen mit der Kraft des evangelischen Glaubens in Bauernherzen, wobei andere Konflikte, wie zwischen Glaube und Gattenliebe, Glaube und Vaterliebe, notwendig mitklingen.

Die Darstellung ist ein Realismus, der in großartiger Symbolik den Naturalismus hinter sich läßt und für die einfach menschlichen Empfindungen die entsprechende Form findet, so daß sie zum festen Stil gelangt.

Die Handlung kennt viel mehr als etwa Hauptmanns „Weber“ einen Helden, aber doch nicht so, daß er absoluter Herrscher wäre und das Drama ganz auf der Durcharbeitung des Konflikts in seiner Seele beruhte. Neben ihm stehen andere, welche die Aufmerksamkeit und Teilnahme so fesseln, daß der Dichter sein Werk mit Recht „die Tragödie eines Volkes“ genannt hat. Die Psychologie ist naturgemäß einfach; aber diese

*) Erschienen bei Erich Reiß, Berlin.

Schlichtheit hindert nicht, daß die elementarsten menschlichen Empfindungen in leidenschaftlichem und ergreifendem Kampf entbrennen. Freiheit und Notwendigkeit schließen ihren Bund wie in Luthers Wort: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders.“ Hier lautet die Antwort auf die Ermahnung, dem Evangelium abzuschwören: „Geht nit! Mein G'wissen ist ein noch viel g'strengerer Herr als Papst und Kaiser!“

So ist diese Tragödie das Hohelied des Gewissens geworden.

Wie gemein! möchten wohl jene „Blätter für die Kunst“ sagen, die ohne den sittlichen Deckmantel auskommen und in jedem Ereignis ein Mittel künstlerischer Erregung sehen. Aber das Gewissen des Volkes gibt dem Dichter die Antwort:

Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod.

So scheiden wir von der Literatur der Gegenwart mit dieser Dichtung. Nicht als ob damit Schönherr auf den Gipfel der modernen Kunst gestellt sein sollte. Das hieße doch die starken künstlerischen Kräfte der andern Richtungen einseitig messen. Aber mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß die moderne Kunst auch Wege kennt, auf denen die heiligen sittlichen Grundkräfte zu Worte kommen, Wege, die zu einer volkstümlichen Kunst führen. Gerhard Heine

---

Von der Belgischen Missionskirche

1. Die prinzipielle Frage

„Schiedlich, friedlich“, das ist die Losung der Meisten, die darüber nachgedacht haben, wie das Verhalten der Katholiken und Protestanten als religiöser Menschen zu einander sich zu gestalten hat. Es ist bei den so Denkenden immer nur die Rede von einem möglichst guten Einvernehmen, das zu erstreben sei, aber bei Leibe nicht von irgend einer gewollten Beeinflussung des innersten Empfindens, und am allerwenigsten fühlt man Sympathie mit den Versuchen, evangelisatorisch unter Katholiken zu arbeiten.

Nun ist dieser Standpunkt ja vollständig berechtigt, wenn man dabei im Auge hat all das Gehässige, Kleinliche, Ungerechte, Lieblose, was wir fast alle Tage im Kampf der Konfessionen unter einander erleben. So aufgefaßt möchten wir den wiederholten Ruf Stadtpfarrer Schillers Zur Versöhnung der Konfessionen von Herzen unterstützen. Aber man hält doch einen unseres Erachtens sich ganz deutlich vollziehenden Entwickelungsprozeß des Religionslebens nur auf, wenn man sich immer nur auf das „Friede, Friede“ Rufen beschränkt und nicht das Andre daneben betont, daß noch etwas Höheres sein Recht fordert, nämlich die gegenseitige Durchdringung der in den Konfessionen nach Entfaltung ringenden Mächte und Kräfte, ihr geistiges Miteinanderkämpfen. Mensch schuldet sich dem Menschen, Konfession der Konfession, Kirche der Kirche, Religion der Religion.

Uns scheint, als liege in dem Ruf „Versöhnung der Konfessionen“ eine sprachliche Unrichtigkeit oder wenigstens Ungenauigkeit. Die Anhänger der Konfessionen, die mögen, ja die sollen versöhnlich mit einander sein, das Katholischsein und das Evangelischsein darf uns nicht hindern, Mensch zu sein in unserm Verhältnis zum Menschen, und es gibt wahrlich eine Fülle von Aufgaben, bei denen Katholiken und Protestanten sich darauf besinnen sollten und es ja auch glücklicherweise tun, daß sie sich zu ihrer Lösung die Hand reichen können und müssen. Aber immer wieder hören wirs doch, und wir freuen uns, es auch immer mehr und stärker von Seiten gewisser Kirchengegner zu hören, daß die höchste Frage die Frage der Religion, die Frage nach Gott und der Gestaltung unseres Verhältnisses und Verhaltens zu ihm ist; und ich denke im Kreis der Freunde dieser Zeitschrift herrscht darüber nur eine Stimme, daß diese Frage auch wirklich die fundamentalste aller Fragen ist. Ja, aber ist dann die Losung „Schiedlich, friedlich“ wirklich noch die rechte, die fördernde, die Losung unseres innersten Gewissens? Oder müssen wir nicht auch von Gewissens wegen protestieren, wenn man um des lieben Friedens willen jede frische freudige Aeußerung unterbinden will, die das Bewußtsein und den Dank zum Vorschein kommen läßt, Größeres, Tieferes, der Wahrheit, die das Leben ist, Näheres zu besitzen als Andre? „Ich glaube, darum rede ich“ — will man das nur auf das Sprechen zu Gleichgesinnten beziehen, oder gilt das nicht gerade auch von dem Sprechen zu denen, die nach der Ueberzeugung des Sprechenden eben nicht das haben, was er hat? Den Nichtchristen gegenüber hält man das Reden in diesem Sinne für Pflicht. Wir sehen nicht ein, warum wir Christen das nicht auch unter einander tun sollten — die Katholiken uns gegenüber und wir ihnen gegenüber.

Oder glaubt man wirklich, es sei eine Versöhnung der Konfessionen möglich? Du liebe Zeit: da spricht man mit Pathos oder mit tiefer Betrübnis von der Unversöhnlichkeit verschiedener Auffassungen des christlich-religiösen Lebens innerhalb ein und derselben Kirche, und die Christentumserfassungen, wie sie in zwei Kirchen vertreten sind, von denen die eine von der anderen sich gespalten hat mit dem Ruf: „Weg daher mit allen Propheten, die da sagen zu der Gemeinde Christi ‚Friede, Friede‘ und ist kein Friede“, die sollen mit einander versöhnt werden können? Nein, eine muß und wird siegen, oder wenn schon, auch nach unserer Ueberzeugung, eine bestimmte Konfession den endgiltigen Sieg nicht davontragen wird, sie wird sich als die stärkere, lebensfähigere und das Leben der Menschen- und Menschheitsseele förderndere erweisen. Damit das aber geschehen könne, damit dieser Entwicklungsprozeß nicht aufgehalten werde, heißts eben: Fort mit dem ängstlichen sich von einander Abschließen! Ihr Katholiken gebt uns von dem, was Euch bewegt, laßt uns in Eure Seele schauen, wir wollen gern von Euch lernen; ja unsre Religiosität besteht zum guten Teil darin, daß wir von überall her Gotteskraft zu nehmen bereit sind. Aber wir wollen uns auch nicht unseren katholischen Freunden entziehen, wir wissen uns ihnen als Schuldner. Wir wissen uns ihnen als Schuldner, eben weil sie sich in religiösen Dingen ängstlich vor uns zurückzuziehen pflegen, aber auch weil Manche, sich selbst unbewußt vielleicht, warten auf uns, daß wir ihnen gute Kameraden und Freunde werden auf dem Wege zu Gott. Aus sich selbst heraus finden sie keine Rettung, keine Kraft um zur Freiheit, zur Selbständigkeit hindurchzudringen. Ihre Religion gestattet es ihnen nicht. Religion wird nur durch Religion überwunden, die Religion der die persönlichen Gewissen beherrschenden Autorität der Kirche nur durch die Religion des Geistes und der Wahrheit, durch die Religion der Freiheit der Kinder Gottes. Wie aber sollen sie die kennen, wenn sie ihnen nicht verkündigt wird!

Wohl wissen wir, wie viele große Schwierigkeiten aufstehen, wenn man praktisch daran gehen will, Katholiken, und zumal deutsche Katholiken in nähere Berührung mit dem Evangelium zu bringen. Was uns zunächst für Viele wichtig erscheint, ist, daß sie ihre Stellung zu der ganzen Frage einer Revision unterziehen, daß sie der Mission, die wir unsern Katholiken gegenüber haben, bewußt werden. Der nächste praktische Zweck dieser Zeilen aber ist, daß diejenige Kirche, die den Beweis der Möglichkeit, planmäßig unter Katholiken so Mission zu treiben, daß dabei Reich Gottes wird, im Kreise derer, die das Blatt erreicht, immermehr Freunde und zwar opferwillige Freunde findet; sie bedarf deren mehr als je. Das schlichte Zeugnis eines belgischen in der katholischen Kirche groß gewordenen Arbeiters, das er ablegte, nachdem ihm im kleinen Kreise — wohl zum ersten Male in seinem Leben ein berufener Evangelischer von seinem Glauben und dem, worauf er ihn gründete, gesprochen hatte, ist typisch:

D'une religion comme celle dont vous avez parlé, qui ,sera un facteur d'amour, je voudrais bien. Mais ce n'est pas comme cela qu'on nous a appris la religion.

2. Die gegenwärtige Lage

Ich muß und darf es mir versagen, über die Geschichte und die Evangelisationsarbeit der belgischen Missionskirche hier

zu sprechen. Die Christliche Welt hat öfter darüber etwas gebracht.*) Die gegenwärtige sehr trübe finanzielle Lage der Belgischen Missionskirche und Einiges über ihre innere Verwaltung und Struktur soll uns beschäftigen.

Vor mir liegt der Brief eines deutschen Freundes der Belgischen Mission. Die von dem Verwaltungsrat gratis versandten und, da zur Zeit leider kein deutscher Pfarrer in der Belgischen Missionskirche arbeitet, von Nichtdeutschen geschriebenen, darum in der Sprache bisweilen etwas unbeholfenen Blätter des „Boten aus Belgien" waren in seine Hände gelangt. In der betreffenden Nummer dieses Boten wurde um Gaben gebeten zur Deckung des Defizits. Dieses hatte, wie auch dies Jahr wieder eine im Verhältnis zum ganzen Jahresbudget enorme Höhe erreicht. Woher diese Höhe des Defizits, die abnorm ist, und wie stehts überhaupt mit der Verwaltung der Belgischen Missionskirche? so lauten die in dem Brief aufgeworfenen Fragen. Auch in der eben erschienenen Nr. 30 des Boten, Februar 1911 heißt es wieder: um unsere Rechnung am 31. März 1911 ohne Defizit abschließen zu können, bedürfen wir 139 000 Franken. Dabei balanziert der Haushaltsplan der Missionskirche für das ganze von April zu April laufende Rechnungsjahr mit rund 220 000 Franken. Das erscheint auf den ersten Blick auffällig. Es erklärt sich aber sehr einfach. Die Belgische Mission lebt nämlich ausschließlich von freiwilligen Gaben. Kein Staat gibt Zuschüsse (die Belgische Missionskirche ist Freikirche und will es sein), und Kirchensteuern werden auch nicht erhoben. Die Mehrzahl dieser freiwilligen Gaben aber läuft, wie das erfahrungsgemäß bei einer Fülle von Vereinen ist, erst in der zweiten Hälfte des Rechnungsjahres, ja oft erst gegen dessen Ende ein, sodaß faktisch mehr als die Hälfte der Einnahmen meistens erst im letzten Vierteljahr in die Hände der Verwaltung kommt. Das ist ein höchst peinlicher Tatbestand; man versucht auch Alles, um ihm abzuhelfen, aber es ist unendlich schwierig, ihn zu beseitigen. Hinzugefügt sei, daß etwa die Hälfte aller Einnahmen vom Ausland kommt und daß diese zum größten Teil ebenso wie die andern sich erst gegen Ende des Rechnungsjahres einzustellen pflegen. Vielleicht hilft diese Feststellung dazu, daß die deutschen Freunde der Belgischen Mission, die ihr Gaben zugehen zu lassen pflegen, ihrerseits mit der Uebersendung nicht bis zum Ende des Jahres warten. Dieser Tatbestand selbst hat aber auch etwas unendlich Rührendes. Jahraus, Jahrein beginnt die Missionskirche ihr Werk mit leeren Kassen, still vertrauend, daß Gott ihr Freunde erwecken und erhalten werde, die ihr die Kassen füllen. Daß es dabei in der Missionskirche meistens recht dürftig aussieht mit der Ausschmückung und Gestaltung der Gotteshäuser, daran ist kein Zweifel möglich. Wer diese schlichten, meist turmlosen, der Orgel, vielfach auch des Harmoniums entbehrenden, zum guten Teil von den Häusern der Straße nur durch wenige unauffällige Abzeichen sich unterscheidenden Gotteshäuser, die meist mehr den Namen Betsäle verdienen, kennt, und wer weiß, wie viel sparsamer die Pfarrer der belgischen Mission in ihren persönlichen Aufwendungen sein müssen als wir preußischen Pfarrer, der kann an die Missionskirche nur mit Beschämung denken.

Nun ist andrerseits das Defizit im Lauf der letzten Jahre meistens gewachsen. Am 31. März 1909 betrug es 33 537,21 Frs. Dies Wachsen des Defizits hat hauptsächlich zwei Gründe: 1. Das Sterben mehrerer sehr wohlhabender und sehr opferbereiter Freunde der Arbeit aus der Zeit der Anfänge der Missionskirche, die jährlich Zehntausende spendeten. An ihre Stelle sind nicht die entsprechende Anzahl neuer Freunde getreten. 2. Das Missionswerk wächst beständig an Ausdehnung.

In dieser letzten Beziehung ist es unendlich schwer, die Bitten neuer Gemeinden um Gotteshäuser und Pfarrer um des fehlenden Geldes willen abzuschlagen. Das Belgische Missionswerk steht wie alle Missionswerke auf Glauben und muß zu Zeiten auch das Kühne wagen. Dennoch diene es zur Beruhigung der nüchternen Freunde, daß die Belgische Missionskirche des Wortes wohl eingedenk ist, daß auch das größte Gottvertrauen eine geordnete Buchführung nicht zu ersetzen im Stande ist. So hat der Verwaltungsrat im November 1909 angesichts der bedrohlichen finanziellen Lage beschlossen: den unbesetzten Posten eines Reisepredigers und die gleichfalls unbesetzten Predigerstellen von Amay und Sart Dame Avelines vorläufig unbesetzt zu lassen und die bereits als notwendig anerkannten Hilfspredigerstellen von Jumet und La Louvière zunächst nicht einzurichten. Das sind für Diasporagemeinden, wie es die gesamten evangelischen Gemeinden Belgiens sind, wichtige, weittragende Beschlüsse, die für alle Freunde der belgischen Mission einen lauten eindringlichen Appell bedeuten.

Die Gemeinden, meistens aus Arbeiterfamilien mit durchschnittlich 3 bis $3^1/_2$ Frcs. Tagelohn bestehend, tun ihr Möglichstes, das kann getrost gesagt werden. Es gibt Gemeindeglieder dort, die, nachdem sie pro Kopf ihrer Familie 8—11 Franken fürs Jahr an die Zentralkasse der Belgischen Missionskirche abgeführt haben, in den Mußestunden auf den terrils noch brauchbare Kohlen sammeln, den Ertrag der Sammlung verkaufen und den Erlös zur Deckung des Defizits nach Brüssel senden! Eine Gemeinde hat eine Woche der Entsagung nötiger Dinge gehalten und den ersparten Ertrag gleichfalls zur Minderung des Defizits verwendet. Für Diners, Jahrmärkte, Bälle und dergleichen Geld auszugeben, ist in der Belgischen Missionskirche etwas Unbekanntes. Möchten unsere deutschen Freunde an den belgischen evangelischen Arbeiter denken!

Noch ein Wort von der Verfassung. Die Belgische Missionskirche ist nicht eigentlich ein Verein, aber auch nicht eigentlich eine Kirche. Sie steht mitten zwischen beiden. Eine Kirche im strengen Sinne (da sie vom Staat unabhängig ist, müssen wir bei unserm Vergleich absehen von unserer preußischen Landeskirche und mehr an die schweizerische Freikirche denken) ist sie nicht, da sie sich aus eigenen Mitteln nicht zu erhalten im Stande ist; die finanzielle Verantwortung steht bei dem Verwaltungsrat. Aber sie ist auch nicht ganz Verein, sofern einzelne Gemeinden, z. B. die Brüsseler, sich vollständig selbst erhalten, und sofern die im Verwaltungsrat sitzenden verantwortlichen Männer von den Gemeinden durch Vermittlung der Synode gewählt werden. Die Synode tagt jährlich ein Mal. Sie wählt den Verwaltungsrat. Der Verwaltungsrat wählt aus seinem Schoße die Mitglieder der verschiedenen Kommissionen (für die Finanzen, für das innere Leben der Gemeinden, für Kolportage usw.). In dem jährlich erscheinenden Jahresbericht wird über das gesamte Leben der Missionskirche genau Rechenschaft gegeben, dort findet man auch alle näheren Zahlen über die Mitglieder, die Gemeinden, Einnahmen und Ausgaben usw.

Daß wir von der Opferwilligkeit, der lebendigen Gemeindearbeit und auch von dem freien Sinn in der Belgischen Missionskirche Manches lernen können, sei nur erwähnt. In der Belgischen Missionskirche haben sie den Einzelkelch (in Namur); für die Tracht der Prediger im Amt, für den Gang des Gottesdiensts bestehen keinerlei Vorschriften. Jahraus, jahrein halten sie dort die gewiß religiöses Leben weckenden Gottesdienste ohne Verlesung eines Glaubensbekenntnisses. Wenn man bei uns meint, das Gemeindeleben müßte erschüttert werden, wenn auch nur freigestellt werde, daß an Stelle des apostolischen Glaubensbekenntnisses im Hauptgottesdienste gelegentlich eine andere Stimme der Väter verlesen werde, so kann man im Hinblick auf zahllose Kirchen, die uns wahrlich an kirchlichem und religiösem Leben nicht unterlegen, sondern überlegen sind, nur ausrufen: O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam!

Wir schließen: stützt die äußerlich Schwachen; sie gebens uns an innerer Kraft mit reichen Zinsen zurück. Fritze

Das Spruchkollegium

Adolf Harnack hat das Kirchengesetz „betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen" seiner Zeit

*) 1893 Nr. 3 und 6; 1902 Nr. 21 und 41; 1909 Nr. 52. Vgl. auch Fritze, Los von Rom und Hin zum Evangelium in Belgien. München, J. F. Lehmann 1904, 60 Pfg., und Fritze, Die Evangelisationsarbeit der Belgischen Missionskirche, in Studien zur Praktischen Theologie II 2. Gießen, Töpelmann. 1,60 Mk.

in den „Preußischen Jahrbüchern" (Band 138, Heft 3) mit einer sehr günstigen Besprechung begrüßt. Er nannte darin den Tag der Annahme dieses Kirchengesetzes einen solchen, „der in der Kirchengeschichte unvergessen bleiben wird, denn er bezeichnet einen eminenten Fortschritt." Diesen Fortschritt sah Harnack darin, daß die Preußische Landeskirche mit dem Verfahren gebrochen habe, Irrlehre disziplinar zu behandeln. Freilich verschwieg er auch schwere Bedenken nicht, vor allen dieses, daß das Gesetz gar keinen Raum für die Gemeinde ließe, um sich an einer entscheidenden Stelle im Verfahren zu Gehör zu bringen. Er schrieb: „Man hätte das Einspruchsrecht auf die Gemeinde (und auf den Superintendenten) beschränken, alle übrigen aber ausschließen sollen." Ich habe in diesen Spalten seiner Zeit darauf hingewiesen (1910, Sp. 362 ff.), daß das Gesetz mit einem Disziplinarverfahren gegen Irrlehre nicht bricht, dasselbe nur moderner und anständiger gestaltet, und daß der von Harnack erhobene Einwand gegen das Gesetz seine Zustimmung aufhebt Denn es ist klar, das ganze Verfahren gewinnt einen völlig anderen Charakter, wenn es sich darum handeln soll, einer Gemeinde den von ihr begehrten Gewissensschutz zu gewähren, als dann, wenn die Tendenz ist, ein objektives Bekenntnis gegen sie zur Geltung zu bringen. Im ersten Falle wirkt das Gesetz zum Schutze für die Gemeinde, im zweiten zur Unterdrückung der Gemeinde.

Nach dieser öffentlichen Stellungnahme Harnacks ist es begreiflich, daß er die jetzt umlaufende Erklärung von Sohm, Lenz und Natorp gegen das Spruchkollegium nicht billigt und die große Zahl von Unterschriften führender deutscher Männer darunter mit Bedauern sieht. Wir danken es ihm, daß er diese Empfindung in Nr. 14 offen ausgesprochen hat. Ihr Urheber müßte nicht Adolf Harnack sein, wenn wir sie nicht sorgfältigster und gewissenhaftester Erwägung unterzögen.

Harnack hat seine Meinung in acht kurzen Sätzen zusammengefaßt und darauf verzichtet, diese ausführlich zu begründen. Er selbst schreibt, soviel er sehe, gebe es gegen diese Sätze nur zwei Einwendungen, die er am Schluß zu widerlegen versucht. Ich kann nun die von Harnack aufgestellten Sätze keineswegs für einwandfrei halten, muß vielmehr urteilen, daß Satz 1, 2 und 3, auf denen sich die folgenden aufbauen, einen vorliegenden Sachverhalt falsch darstellen, womit dann auch das daran geknüpfte Urteil hinfällt.

1. Harnack beanstandet die Behauptung von Sohm und Gen., „ein Gerichtshof solle die Lehre des Evangeliums regeln". Dieser Satz wäre nur dann zu beanstanden, wenn bei der Anwendung jener oben erwähnte Einwand Harnacks Berücksichtigung gefunden hätte, d. h. wenn es sich nicht darum handelte, über die Abweichung eines Pfarrers vom Bekenntnis, sondern über die Erheblichkeit von Klagen einer Gemeinde wider ihren Pfarrer zu entscheiden. Aber nicht diese Frage ist dem Spruchkollegium zugewiesen, sondern einzig und allein zu einem Urteil darüber ist es berufen, ob die Lehre des betreffenden Geistlichen als Ausdruck evangelischer Frömmigkeit und als Mittel, evangelische Frömmigkeit zu wecken, gelten darf. Es ist nicht die Tatsachenfrage gestellt, wie sich der Pfarrer in seiner Gemeinde bewährt hat, sondern ob der Pfarrer ein Recht hatte, auf dem von ihm beschrittenen Wege Frömmigkeit zu wecken, und ob die Gemeinde ihn als evangelischen Prediger anerkennen durfte. Die Autorität zu dieser Entscheidung beanspruchen die Mitglieder des Spruchkollegiums natürlich nicht in der Ueberzeugung, daß ihre Auffassung vom Evangelium die beweisbar allein richtige sei. Auch nicht auf Grund einer von Gott verliehenen Begabung zur Entscheidung von Lehrfragen, die alle Christen anzuerkennen sittlich verpflichtet seien. Sie üben dieses Recht lediglich kraft einer durch Gesetz im letzten Grunde vom Staate übertragenen Machtvollkommenheit. In dem Augenblicke, wo der Staat dem Spruch und der darauf automatisch folgenden Verfügung des Oberkirchenrats die Vollstreckungsgewalt weigerte, wäre es mit dem Spruchkollegium zu Ende. Nur gezwungen, widerwillig, mit dem Gefühl, ein Unrecht zu erleiden, schicken sich Gemeinde und Geistlicher in das Verhängnis, weil die Faust des Staates mit bürgerlichen Strafen und Nachteilen den Widerspenstigen droht. Mir ist es nicht verständlich, wie man bestreiten will, daß das Gesetz die Befugnis der weltlichen Obrigkeit voraussetzt, durch Personen, denen sie die Vollmacht dazu übertragen hat, maßgebend festzustellen, was der Inhalt des Evangeliums ist. Es handelt sich nicht um einen Pastor N. N., sowenig wie es sich im Jahre 1892 um einen Professor N. N. gehandelt hat, sondern es handelt sich um die grundsätzliche Frage, ob es im Bereiche des deutschen Protestantismus eine Instanz geben kann, die mit äußerlicher Machtvollkommenheit und unter empfindlichen Rechtsfolgen das Urteil sprechen darf, daß Aussagen eines Predigers über Gott und Welt entgegen seiner Ueberzeugung und der von Hunderten evangelischen Christen wider das Evangelium sind. Oder wäre das nicht der Sinn des Spruches? Harnack formuliert die Frage, worüber entschieden werden soll, dahin, „ob der Pastor N. N. mit seiner Verkündigung noch in den Rahmen der Preußischen Landeskirche gehört". Wonach richtet sich das? Das Gesetz sagt (§ 11): „nach der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt." Und weshalb ist dieses der Maßstab? Wiederum sagt das Gesetz, weil dieses das Zeugnis des Wortes Gottes, des Evangeliums ist. Unmöglich also der Vorbehalt, eines Geistlichen Verkündigung gehöre zwar nicht in den Rahmen der Preußischen Landeskirche, widerspreche aber möglicherweise nicht dem Evangelium. Mit solcher Unterscheidung kann sich der Richter nicht entschuldigen. Sie scheitert wie an dem Wortlaut des Gesetzes so an der Vernunft der Sache. Nein, der Versuch, die Bedeutung des Spruches herabzumindern, ist mißlungen. Nichts anderes ist vor unsern Augen im Werk als dies: Ein Gerichtshof, von weltlicher Gewalt bestellt, will autoritativ entscheiden, ob eines Geistlichen Lehre im Einklang oder im Widerspruch mit dem Evangelium steht.

Dennoch freuen wir uns dieses Versuches. Darin äußert sich das Gefühl, daß die Zumutung an die Mitglieder des Kollegiums, ein äußerlich autoritatives Urteil über die Lehre abzugeben, unerträglich ist. Aber dies wird ihnen in der Tat zugemutet. Das zeigt der vorliegende Fall mit krasser Deutlichkeit, und die berufenen Richter sind vor die schwere Entscheidung gestellt, ob sie sich dieser Zumutung fügen sollen. Wir bitten sie, zu überlegen, ob sie das tun dürfen. Wir möchten, daß dabei vor allem die Frage aufgeworfen würde, ob man das darf, ohne dem Bekenntnis der lutherischen Reformation und dem Evangelium an einem entscheidenden Punkte die Gefolgschaft zu versagen.

2. Auf ihren Personalbestand angesehen, umfaßt die Evangelische Landeskirche der alten Provinzen Preußens in der Tat alles, was nicht katholisch oder jüdisch oder dissidentisch ist, ebenso wie man umgekehrt auch den Personalbestand der katholischen Kirche und des Judentums auf diese Weise beschreiben könnte. Das ist nicht meine subjektive Auffassung, sondern das ist die staatsgesetzliche Betrachtungsweise; zum Glied der Preußischen Landeskirche macht nicht eine Gesinnung, nicht ein Bekenntnis oder seine Betätigung, sondern lediglich der Umstand, daß Einer evangelisch geboren ist und nicht von sich aus seinen Austritt erklärt hat. Alle damit charakterisierten Personen gehören nach dem Gesetz zur Preußischen Landeskirche, sind verpflichtet, zu ihren Lasten beizutragen, und ihre Kinder evangelisch erziehen zu lassen. Es ist ganz gleichgültig, wie sie sich fühlen, oder ob sie ihre Zugehörigkeit in irgend welcher Weise betätigen. Selbst wenn sie ihre Kinder nicht konfirmieren, ihre Ehen nicht trauen lassen, ihren Widerspruch gegen das Christentum laut und öffentlich dokumentieren: der Staat betrachtet sie als Glieder der Landeskirche, so lange jene genannten Bedingungen erfüllt sind. Ein Haeckel ist bis vor einem halben Jahre Glied seiner Landeskirche gewesen; unzählige Gesinnungsgenossen Haeckels, die dies öffentlich bekunden, sind Glieder der Preußischen Landeskirche; was anders macht sie dazu, als jene rein äußerlichen Merkmale?

Harnack unterliegt hier einem Irrtum, der der grundlegende Fehler der in Berlin herrschenden kirchenrechtlichen Schule ist, nämlich der Auffassung der Landeskirche als einer „Gesamtgemeinde", wie er auch in seinem dritten Satze von ihr als einer „Gemeinschaft" redet. Diese Anwendung des Wortes Gemeinde auf die Personenmasse der evangelischen Bewohner

der 9 alten Preußischen Provinzen — das muß einmal deutlich gesagt werden — ist in hohem Grade irreführend und eine unstatthafte Entleerung des Begriffes Gemeinde. Gemeinde darf nur heißen, was durch ein Gemeinschaftsgefühl verbunden ist. Welches Gemeinschaftsgefühl umschließt jene Personenmasse, so daß es sie alle umfaßt und zugleich von allen anderen unterscheidet? Es ist keines vorhanden und kann keines da sein. Das Wort Gemeinde und Gemeinschaft darf nur angewendet werden auf einen Kreis von Leuten, die durch innerliche Bande verknüpft sind, also entweder auf die religiöse Ortsgemeinde, die gemeinsame Liebe zu einer Kanzel und einem Altar hat und durch ungezählte Imponderabilien der Tradition, der Gewöhnung und des Gesamterlebens verbunden ist, oder auf die unsichtbare Gemeinde derer, die der Glaube an den Vater Jesu Christi eint. Wenn man will, mag man diesen Begriff auch noch anwenden auf freiwillige Verbindungen von Christen zu Zwecken, die sie als Ausflüsse der Bruderliebe oder Betätigungen göttlicher Gebote empfinden, und von einer Missionsgemeinde oder einer protestantischen Bundesgemeinde reden, aber der Haufe von Gliedern der Evangelischen Landeskirche in Altpreußen oder gar der Evangelischen Landeskirche des Konsistorialbezirks Kassel oder des Regierungsbezirks Wiesbaden mit Ausnahme der Stadt Frankfurt ist nicht durch solche auf religiösem Grund gewachsene Gemeinschaftsgefühle verbunden, sondern er ist lediglich durch äußerliche, politisch rechtliche Momente zu einer Einheit zusammengeschlossen.

Die Landeskirche ist keine Gemeinschaft, sie ist eine Anstalt, die der Staat geschaffen hat aus zweierlei Gründen; erstens aus Rücksichten der Staatswohlfahrt, um die in bestimmten Territorialgrenzen vorhandenen Kirchengemeinden unter seiner starken Hand zu halten; und zweitens aus der allgemeinen Verpflichtung des modernen deutschen Staates heraus, allem geistigen Leben in seinen Grenzen Existenzmöglichkeit und rechtlichen Schutz zu gewähren. Und was von der Landeskirche als ganzer gilt, gilt auch von ihren einzelnen Institutionen: Oberkirchenrat, Konsistorien, Synoden, Spruchkollegium sind Träger einer Rechtsgewalt, die ihnen der Staat beigelegt hat. Daß sich dabei einige dieser Organe aus gewählten Mitgliedern zusammensetzen, ändert die Sache nicht; auch das konstitutionelle landeskirchliche Regiment übt ein Stück Staatsgewalt aus. Nur diese Auffassung von der Landeskirche entspricht den Tendenzen der lutherischen Reformation und dem modernen Staatsbegriff. Aber daraus folgt, daß sich die Zuständigkeit der Landeskirche als einer Veranstaltung des Preußischen Staates innerhalb der Grenzen zu halten hat, die dem Staat gesetzt sind, d. h. daß die Landeskirche nicht den Beruf hat, ein Bekenntnis zu schützen, sondern lediglich den der äußern Erhaltung des Pfarramtes und der Kirchengemeinden. Zwangsweise Lehrzucht ist mit diesem Charakter der Landeskirche unverträglich, ein künstlich erneuertes Ueberbleibsel aus der Zeit des konfessionellen Staates, ein Widerspruch gegen das protestantische Bekenntnis wie gegen das Wesen des modernen Staates.

3. Erst dann, wenn die Landeskirche entschlossen und öffentlich darauf verzichtet, ein Bekenntnis zu schützen, und sich auf Aufgaben modern kulturstaatlicher Natur zurückzieht, wird sie wieder die Liebe und die Achtung des Volkes gewinnen. Die Aufgaben, die ihr bleiben, sind wahrlich groß genug, um ihren Wert dem allgemeinen Urteil zum Bewußtsein zu bringen. Wenn sie sie nur immer recht lebendig erfaßte! Der starke Widerspruch weitester Kreise gegen die Benützung des Spruchkollegiums zum Schutze des Bekenntnisses zeigt in erfreulicher Weise, daß die Erkenntnis im Wachsen ist: Die Landeskirche ist keine Kirche, sondern eine staatliche Anstalt, die den Namen Kirche zu Unrecht führt. Wenn sie überhaupt erhalten werden soll, so nur dazu, Zwecke zu erfüllen, zu denen sie kraft staatlicher Beauftragung berufen ist. Sonst wird sie zu einer unerträglichen Last und Gefahr für protestantisches Christentum.

In der Tat, eine Anstalt wünschen wir und erstreben wir, die in vollkommener staatlicher Neutralität allen Gemeindebildungen auf evangelischem Boden ihre zu deren Bestand nötigen Dienste leistet, und lassen uns von der Aussicht auf einen „Haufen independentistischer Gemeinden verschiedensten Charakters“ oder davon, daß unsre Landeskirche „katholisch oder enthusiastisch oder eine Allerweltskirche werden könnte“ nicht schrecken. Daß jemals Gemeinden oder Pfarrer im Einklang mit ihren Gemeinden die Autorität des Papstes anerkennen und dabei die Dienste der Landeskirche in Anspruch nehmen sollten, ist doch nur ein an die Wand gemaltes Schreckgespenst. Davor sind wir sicher. Aber daß in der Tat auch hochkirchlich ritualistische Tendenzen in der Landeskirche freien Raum haben sollen, diese Konsequenz erkennen wir an; die Kirche von England hat wahrlich nicht an Kraft verloren, indem sie dies zuließ. Und daß es ein jammervoller Schade ist, daß alle Kräfte des Enthusiasmus sich heute in allerlei Konventikel und Sekten verlieren, statt zu Gemeindebildungen zu führen, daß insonderheit der christlich-soziale Enthusiasmus von der Landeskirche niedergehalten und gehemmt wird: an dem Urteil soll uns nichts irre machen. Wollte Gott, wir wären mehr Allerweltskirche, hätten weniger Uniform, weniger Schema, mehr Individualität, mehr Leben.

Je formaler und äußerlicher der Charakter einer landeskirchlichen Gemeinde gefaßt wird, desto klarer wird der Segen der landeskirchlichen Institution ans Licht treten; je mehr sie ihre Anforderungen an die ihr zugehörigen Gemeinden auf das rein Rechtliche und Materielle beschränkt, desto mehr Rückhalt und Wärme wird sie bei ihnen wecken. Nichts dürfte die Gemeinden hindern, sich unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zur Landeskirche zu freien Kirchenbünden zusammenzuschließen, lutherischen oder reformierten oder modernchristlichen Charakters, und durch freie Vereinbarung und auf dem Wege freiwilligen Zusammenwirkens die gemeinsamen Tendenzen zu pflegen — nur eben unter völliger Ausschaltung landeskirchlicher, d. h. staatlicher Machtmittel. Dann könnte innerhalb solchen Bundes wohl auch ein Spruchkollegium seine Wirksamkeit finden und da würde es nicht als Zwang empfunden werden. Aller Segen aber wird ins Gegenteil verkehrt, solange es zur Durchführung seiner Tendenzen sich staatlicher Gewalt bedient.

* * *

Ich habe oben davor gewarnt, die Bedeutung des Spruches, den das Kollegium zu fällen hat, abzuschwächen. Diese Warnung möchte ich zum Schluß in Form einer Bitte wiederholen. Diese Bitte lautet: Mehr Achtung für den Großstadtpfarrer! Die Aufgabe, unter Menschen, die im Strome des geistigen Lebens einer modernen Großstadt stehen, auch nur ein Empfinden für Gott zu wecken, ist unsagbar schwer, vielleicht doch noch schwerer als sie vom Schreibtisch des Professors aus sich ansieht. Daß wir Großstadtpfarrer bei den Versuchen, ein solches Erleben herbeizuführen, oft fehlgreifen mögen, wollen wir gerne anerkennen. Wir wollen uns auch gerne warnen lassen, daß wir bei solchen Versuchen, z. B. bei der Anknüpfung an pantheistische Empfindungsweise als die einem modernen Menschen am nächsten liegende, das Ziel nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Ob der Prediger, um den es sich im vorliegenden Falle handelt, das getan hat, ist mir sehr fraglich. Wer sein theologisches Votum darüber nicht nur auf die unglückliche Rechtfertigungsschrift gründet, bei der dem Verfasser durch die vorgelegten Fragen die freie Entfaltung seiner Gedanken beschränkt war, und die einen gewissenhaften Mann geradezu zur Schroffheit reizen mußte, sondern auf seine Predigten und Andachten, wird diese Frage schwerlich bejahen wollen. Aber wenn auch, man rechne doch einen Fehlgriff bei so ungeheurer Aufgabe nicht als Schuld an. Wie soll ein Pfarrer in gleicher Lage denn die Freudigkeit behalten, wenn er dessen gewärtig sein muß, gewärtig nicht von Gegnern nur, sondern von Freunden!

Daß die traditionelle Lehrweise kein geeignetes Mittel ist, Menschen von heute zum Erleben Gottes zu führen, daran kann doch kein Zweifel sein. Eine neue Lehrweise, von der sich behaupten ließe, sie sei die allein richtige, hat noch niemand gefunden, — auch der verehrteste Lehrer der Theologie nicht. Also laßt es uns versuchen, wie es sich uns in der Praxis aufdrängt. Kritisiert uns! Warnt uns vor Verflachung, wir haben es nötig. Aber nehmt uns nicht den Mut, es zu versuchen. Sonst brecht ihr unsre Kraft.

Und wenn es nun einem Großstadtpfarrer auf seine Weise gelingt, Menschen von heute durch seine Stimme das Herz zum Preise Gottes warm zu machen — ich erschrecke vor dem Mut, der ihm den Mund versiegeln will. Und wenn er sie auch nicht zur höchsten Höhe christlicher Gotteserkenntnis führt, wenn er sie nur an den Anfang des Erlebens der Macht über alle Dinge leitet: wie groß ist schon das!

Hüten wir uns doch ja, in die Sünde der Schriftgelehrten zu fallen, nämlich das Leben zu töten, um ein Gesetz zu wahren. Was damals Sabbat hieß, heißt heute Bekenntnis. Die Sünde aber bleibt dieselbe. Erich Foerster

---

Verschiedenes

Henrik Ibsen von Roman Woerner. Zwei Bände. Zweiter Band 1873—1906. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1910. 391 S. 8, gebunden 9 Mk.

Henrik Ibsen. Sein Werk — seine Weltanschauung — sein Leben. Von J. Collin. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1910. 622 S. 9, gebunden 10 Mk.

Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen. Von Dr. Wilhelm Hans. München, C. H. Beck 1911. 224 S. 3,50 Mk.

Nach einer Pause von fast vollen zehn Jahren hat Woerner den zweiten Band seines Ibsen-Buches dem ersten folgen lassen. Jetzt, wo er erschienen, wird selbst der Verleger wohl nicht länger murren. Denn ganz zweifellos hat das Werk gerade durch diese Verzögerung überaus gewonnen. Der Tod Ibsens hat dem Buche nicht nur den notwendigen Abschluß gebracht, er hat dem Verfasser auch Zutritt verschafft zu des Dichters gesamtem literarischen Nachlaß. Und daß dieser fruchtbar wurde, dazu trug schon zur Genüge der Umstand bei, daß die Herausgeber der vier Nachlaßbände, Julius Elias und Halvdan Koht, den Biographen als Mitarbeiter kooptierten. Aber auch sozusagen rein innerlich ist dies ganz allmähliche Ausreifen dem Buche zu gute gekommen. Erst hier lernen wir einen Ibsen-Biographen kennen, der, im Vollbesitze der Kenntnis auch unserer klassischen Literatur und dennoch ohne jede Voreingenommenheit, die neuen Werte der Ibsenschen Dramatik uns vorzurechnen weiß. Weit davon entfernt, sich von dieser Neuheit blenden zu lassen, erweist er sich seinem Dichter vielmehr als strengen gewissenhaften Kritiker. Weit mehr aber wiegt meines Erachtens, daß hier ein Literarhistoriker von Fach den Beweis zu erbringen unternimmt, „daß 1866 wieder erworben wurde, was 1786 verworfen, daß wieder aufgebaut wurde, was von Goethe »bis in die Grundfesten« abgebrochen war" (S. 29). Er erkennt, daß diese „charakteristische" Kunst eine neue Aesthetik verlangt, die unbeirrt durch die Theorien des Klassizismus ihre Maßstäbe aus sich selber herausholt. Eine solche Aesthetik der Ibsenschen Dramatik zum wenigsten angebahnt zu haben, ist Woerners wertvollstes Verdienst. Gleichwohl scheint das Ziel seiner Wünsche alles Andere eher als die Aufstellung eines Systems. Im Gegenteil: seine schriftstellerische Eigenart, ledig aller Pedanterie, unbekümmert darum, ob seine Aeußerungen auch allen Ohren gleich angenehm zu hören sind, führt ihn weit eher in entgegengesetzter Richtung. Und doch steckt ganz zweifellos gerade hier noch eine Aufgabe, die ihrer Lösung harrt; wir wollen und müssen den Ibsenschen Dramen-Typus erkennen, wenn die Ibsen-Forschung wissenschaftlich fruchtbar werden soll. Woerner ist dieser Aufgabe leider aus dem Wege gegangen. Freilich hat er sein Buch dadurch umso lesbarer gemacht.

Eine wertvolle Ergänzung zu dem Woernerschen Buch bietet uns Collin. Ihn interessiert weit weniger das Werk als der Mensch. Zu ihm glaubt er den Zugang gefunden zu haben in Ibsens Religiosität. Des Dichters gesamte Gedankenwelt scheint ihm von diesem Gesichtspunkte aus neues Licht zu empfangen. Freilich ist Collin gewissenhaft genug, auch alle die Züge in sein Bild hineinzuzeichnen, die einen eher religionsfeindlichen Charakter tragen. Nichtsdestoweniger aber bleibt die Würdigung des „religiösen Dichters" sein eigentliches Thema. Es hat sogar den Anschein, als sei dies der ursprüngliche Titel des Buches gewesen, der nur aus Buchhändlerrücksichten einem anspruchsvolleren hat weichen müssen. An Lesern wird es dem Buche hoffentlich auch so nicht fehlen. Es ist gründlich und gediegen, und ragt dadurch aus der Flut der Ibsen-Literatur rühmlich hervor. Insbesondere werden es alle die freudig begrüßen, denen es mehr zu tun ist um die Würdigung des religiösen Bedürfnisses unserer Zeit, als um die Lösung des eigentlichen Ibsen-Problems.

An ein breiteres Publikum wendet sich Hans. Er bietet in der Hauptsache eine nicht uninteressante Besprechung der einzelnen Dramen. Er geht sie der Reihe nach durch, um alle die Punkte hervorzuheben, die sich autobiographisch ausdeuten lassen. Vornehmlich interessieren ihn diejenigen Gestalten, in denen er eigene Züge des Dichters wiedererkennen zu können glaubt. Es sind seiner Meinung nach mehr, als man gemeiniglich annimmt. Aber mag sich über dieses Mehr oder Weniger auch streiten lassen, einräumen wird man gerne, daß der Verfasser sich hier auf dem Wege befindet, auf dem die Eigenart der Ibsenschen Kunst sich uns erschließt. Zinkernagel

Theorie, Ursprung und Geschichte der Friedensidee. Von Dr. Sam. Max Melamed. Stuttgart, Ferdinand Enke 1909. 262 S. 8, gebunden 9 Mk.

Panamerika. Entwicklung, Umfang und Bedeutung der panamerikanischen Bewegung. Von A. H. Fried. Berlin, Maritima 1910. 304 S. 8 Mk.

Die große Täuschung. Eine Studie über das Verhältnis zwischen Militärmacht und Wohlstand der Völker. Von Norman Angell. Aus dem Englischen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1910. 297 S. 2,50, gebunden 3 Mk.

Wer wie der Schreiber dieser Zeilen als Völkerrechtslehrer berufen ist, mit wachsamem Auge den Fortschritten des internationalen Rechts zu folgen und andrerseits als Vertreter des Kirchenrechts auch kirchlichen Dingen ein besonderes Interesse entgegenbringt, der möchte wieder einmal an unsrer Landeskirche in Preußen schier verzweifeln, wenn er hört, daß der Oberkirchenrat in Berlin sich hartnäckig gegen die Einrichtung eines „Friedenssonntags" sträubt. Denn jene Bestrebungen, die man kurzweg „pazifistisch" nennt, die aber in Wahrheit längst einen juristisch-organisatorischen Charakter angenommen haben, sind heute in voller Verwirklichung begriffen. Vor unsern Augen organisiert sich die Kulturwelt zu einem internationalen Staatenverbande, in den, wie jüngst von Liszt festgestellt hat, schon ein staatsrechtliches Element hineingekommen ist. Oder, wie man meines Erachtens noch präziser sagen kann, das Völkerrecht, ehemals Inbegriff der Normen für die unverbunden nebeneinander stehenden Staaten verliert seinen spezifischen Charakter und wandelt sich um zu einem Weltstaatsrecht, d. h. zu Normen, die den Weltstaatenbund betreffen. Daß innerhalb dieses Weltstaatenbundes der Krieg keine Rechtseinrichtung mehr sein kann, wie er das heute noch im Völkerrecht ist, liegt auf der Hand. Und bei dieser Entwicklung, die wie keine andere Tendenz dem universalen Charakter des Christentums und seinen Grundideen der Liebe entsprechen dürfte, hält sich unsere Staatskirche abseits, offenbar im Zusammenhang damit, daß die unser Staatsleben beherrschenden Faktoren der ganzen Bewegung noch mißtrauisch und ablehnend gegenüberstehen. Von den Lesern der Christlichen Welt kann man eine unbefangenere Stellung erhoffen, und ich möchte sie deshalb auf drei wichtige Neuerscheinungen aus dem fraglichen Ideenkreis hinweisen. Wer sich entsprechend dem historischen Denken der Zeit zunächst informieren will über dieses wichtige Kapitel menschlicher Ideengeschichte, der mag zu Melameds Buch greifen. Aus der Fülle der Belehrung, die ihm dort geboten wird und die zum alten Judentum, Hellas, Rom und den Kirchenvätern zurückreicht, wird er die Einsicht gewinnen, daß jene nationalistische Weltanschauung von heute, die kein höheres politisches Ideal als das nationale kennt und den Krieg zwischen den wetteifernden Nationen dann in bequemer Weise für ein Glied der göttlichen Weltordnung erklärt, den großen Denkern der vergangenen Kulturepochen gänzlich fremd gewesen ist und nur als eine recht fragwürdige Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden kann. Wer sich darüber unterrichten möchte, was die Friedensidee in dem Weltteil zu stande gebracht hat, in dem sie nach den Wirren der napoleonischen Zeit ihre Wiedergeburt gefeiert hat, der lese das Werk von A. H. Fried über Pan-Amerika. Der Autor hat in der deutschen Völkerrechtswissenschaft eine einzigartige Stellung, denn obgleich er ursprünglich ein völliger outsider, nehmen seine Publikationen in dieser Disziplin heute einen sehr geachteten Platz ein und bilden für uns andere „vom Bau" ein unentbehrliches Rüstzeug bei der eigenen Arbeit, was bei der Zünftigkeit deutscher Wissenschaft wahrlich viel sagen will. So beweist Frieds Persönlichkeit am besten, wie Pazifismus und Völkerrecht sich heute schon durchdrungen haben. Was Fried uns als erster über den kontinentalen Zusammenschluß Pan-Amerikas auf Grund quellenmäßiger Forschung berichtet, ist namentlich deshalb so interessant, weil es sich dabei um die Ueberwindung jener Rassengegensätze zwischen dem angelsächsischen Norden und dem latinisierten Süden handelt, die in unserer Zeit sonst übermäßig betont werden. Das dritte und jüngste Buch, das ich heute in diesem Zusammenhang anzeigen möchte, ist das gleichzeitig in allen Kultursprachen erschienene Werk des Engländers Norman Angell „Die große Täuschung". Angell packt die Probleme von der volkswirtschaftlichen Seite, ausgehend von dem deutsch-englischen Wettrüsten. Er zeigt uns in ebenso kenntnis- wie geistreicher Weise, wie tausend wirtschaftliche Fäden die Kulturstaaten heute derartig mit einander verknüpfen, daß die Blüte des einen abhängig ist von der Blüte des andern und daß es deshalb die schlimmste Katastrophe für das deutsche Wirtschaftsleben bedeuten würde, wenn eine Kompagnie Berliner Garde in einem siegreichen Feldzuge die Bank von England ausräumen würde. Auch der siegreiche Krieg bedeutet heute wirklich einen Kulturschaden, wie er schlimmer kaum gedacht werden kann. Sind doch in Japan seit dem letzten Feldzug die Kriminaldelikte um 40% in die Höhe gegangen, nur wegen der wirtschaftlichen Misere, die sich an diesen Krieg anschließen mußte. Das besiegte Rußland aber bezahlt die Zinsen seiner Kriegsschulden durch einen Getreideexport, der Millionen seiner Staatsbürger zur Unterernährung verurteilt! Walther Schücking

Passiflora. Erzählung von Albert Geiger. Heilbronn, Eugen Salzer 1909. 232 S. 2,50, gebunden 3,50 Mk.

Die neue Romantik ist durch dies Buch um ein feines ausgereiftes Werk bereichert worden. Romantisch ist nicht nur die äußere Form der Dichtung, die mittelalterliche Welt, in der die Erzählung spielt, nicht nur das phantastische Gewebe der Schicksale — romantisch

ist das Problem selbst, die Stimmung, die über dem Ganzen liegt, nicht zuletzt der Weltanschauungsuntergrund, über dem es aufgebaut ist.

Ein Geschwisterpaar, das in zartester Kindheit getrennt wird, findet sich in der Maienblüte der Jugend wieder und entbrennt in gegenseitiger Leidenschaft — zunächst ohne von der Gemeinsamkeit des Blutes etwas zu ahnen. Als Agal, der Bruder, aber das unselige Geheimnis entdeckt, ist es zu spät: die furchtbare Entdeckung hält ihn nicht ab, zu tun, was nicht sein sollte. Der Frevel wird mit dem Tode gesühnt.

Das Rätselwesen der Welt will die Erzählung darstellen: die Machtlosigkeit des Menschen, der sich vermißt, gegen das Ungeheure sich aufzubäumen. Die vernichtende Gewalt des Schicksals, das den Menschen weiter und weiter treibt nach der Stelle am Wege, wo Einer steht, das Mordbeil in der erhobenen Rechten.

Die Süßigkeit und das Todesweh einer Liebe, die das Natürlichste, Notwendigste der Welt und doch fluchbeladen und mit ewigen Gesetzen im Widerspruch zu sein scheint.

Es liegt viel Glut, viel heißer Lebensatem und viel persönlich-durchlittenes Lebensleid über diesen Blättern. So fernabliegend Stoff und Problem der Dichtung auf den ersten Blick erscheinen, so nahe werden sie uns durch die Kunst der Darstellung, der miterlebenden, mitfühlenden Gestaltung gebracht. Wundervoll farbengesättigt und doch gebändigt und gemeistert ist die Sprache. Tiefsinnig klingt das Schicksalslied aus, wie es mit dunkeln, tiefgestimmten Tönen einsetzt.

Otto Frommel

Die Eiks von Eichen. Roman aus einer Kleinstadt. Von Felicitas Rose. Berlin und Leipzig, Bong und Co. 1910. 3,50 Mk.

Felicitas Rose „schreibt gut" und bringt genügend Spannung in die Handlung, um den Durchschnittsleser zu fesseln. Sie vermeidet Sensationen im eigentlichen Sinn und alle Lüsternheit. Sie zeichnet menschliche Schwächen, aber auch sehr viel menschlichen Edelmut. Kurz, sie hat alle Anlagen zur beliebten Salonschriftstellerin. Mehr hat sie weder mit ihrem Heideschulmeister Uwe Karsten noch mit dieser jüngsten Schöpfung bewiesen. Man muß aber mehr verlangen. Vor allem mehr normales Leben statt der Ausnahmeexistenzen und — mehr Gedanken! mehr Gedanken!

Schian

Eines Königs Ende. Roman von Christiane Ratzel. Leipzig, F. W. Grunow 1910. 218 S. Gebunden 4 Mk.

Es sind feine und zarte Hände, die hier ein heikles Problem anfassen: Wie stellen sich erwachsene Kinder zu einer zweiten Heirat ihrer Mutter? Mit trotzigem Schmerz erblickt die Tochter in ihrer schönen Mutter die Rivalin, die ihr den klugen, lebensfrohen Mann, dem das junge Herz sich in Liebe und Bewunderung zuneigt, scheinbar nicht gönnen will, während den Sohn ein Grauen befällt bei dem Gedanken, daß seine spröde, reine Mutter, seine Heilige, für die Liebe zu haben sein sollte, über deren Wesen ihn die rote Bessy aufgeklärt hat. Wie ein selbstlos aufopfernder Freund die Kinder ihrer Mutter wiedergewinnt, bildet den Schluß; doch will es uns scheinen, als ob hierbei das ringende Talent noch nicht ganz die richtigen Ausdrucksformen gefunden habe.

J Foerster

Unterwegs. Erzählungen von Marie Burmester. Schwerin i. M. Bahn, 1909. 169 Seiten. 2,20, gebunden 2,80 Mk.

Vier Erzählungen; den Titel gibt die erste ausführlichste dem Buch; eindrucksvoll sind sie alle. Aber die psychologischen Feinheiten einerseits und die Bibelkenntnis der Verfasserin andererseits lasten allzuschwer auf dem schwachen Unterbau der Erzählung, statt dieser künstlerisch dienstbar gemacht zu werden.

G G

Reifezeit. Erzählung von Charlotte Niese. Leipzig, Grunow. 152 Seiten. Gebunden 3 Mk.

Möglich, daß denen, welche die zwei vorausgehenden Teile dieses Romanzyklus, „Menschenfrühling" und „Sommerzeit" kennen, dieser dritte und letzte Teil weniger zusagt, weil sie der Personen allmählich müde geworden sind; auch muß naturgemäß in solch letztem Teil etwas rasch vollends aufgeräumt werden. Mir, der ich die beiden Vorgänge nicht kenne, hat die beliebte frische Erzählerin auch in diesem Buch gut gefallen.

G G

Stoffe und Probleme des Religionsunterrichtes von D. theol. A. H. Braasch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. 232 S. 2,40, gebunden 3 Mk.

Wer sich für die brennende Frage des Religionsunterrichts interessiert, dem sei dieses Buch zur ernsten Erwägung warm empfohlen. Der Titel erklärt sich daraus, daß Braasch die uns bedrückenden Probleme im Religionsunterricht in den zu behandelnden Stoffen sieht: Altes und Neues Testament und Katechismus. Braasch ist gleich weit entfernt von Konservativismus wie von Radikalismus. Dies Letztere zeigt sich sofort darin, daß er Altes Testament und Katechismus als Unterrichtsstoffe beibehalten will. Allerdings tritt er für das Alte Testament mit größerer Wärme ein als für den Katechismus. An diesem will er nur die Texte, Luthers Erklärungen aber nur als teilweise in Betracht zu ziehende „Ergänzungen" behandelt sehen, eine Stellungnahme, die mir nicht glücklich scheint. Gerade das Beste am Katechismus sind Luthers Auslegungen, wenn man sie nur recht versteht. Was Braasch über die Behandlung des Alten und des Neuen Testaments sagt, dem stehe ich viel zustimmender gegenüber. Das Buch ist lebendig, kommt aus einer warmen Liebe zur Sache, zeigt viel Verständnis für die Nöte, die uns drücken, und bleibt in seinen Besserungsvorschlägen fast immer auf dem Boden des Erreichbaren. Setzten sich die hier ausgesprochenen Grundgedanken durch, wir täten einen guten Schritt vorwärts.

Paul Drews

Kleine Mitteilungen. Die Ausweisungen, die neuerdings in Nordschleswig verfügt worden sind, fallen für mich unter dasselbe Verdikt wie einst die des Magisters Clausen. Wenn erst die Motive meines Abscheus vor dieser Maßregel begriffen sind, wird man mein Empfinden teilen. Rein ethisch, ohne ins Zufällige und Einzelne uns einzulassen, nur dies. Man kann, wie die Todesstrafe, so die Landesverweisung als eine ultima ratio, einen letzten Ausweg, verteidigen. Immer aber ist die Todesstrafe das Eingeständnis der Menschheit, sie könne über eines ihrer Glieder mit moralischen Mitteln ganz und gar nicht mehr Herr werden. Und ebenso ist Landesverweisung das Eingeständnis eines Landes oder Staates, er könne die durch einen Menschen gegebene Gefahr innerhalb seiner Grenzen durch irgendwelches moralische Verhalten nicht bewältigen. Zugegeben also, daß es solche extreme Fälle und solche nichtsnutzige Individuen geben mag, die keinerlei andre Reaktion auf ihr Verhalten ermöglichen, so werden sie doch den Charakter von Ausnahmen an sich tragen, die eine kräftige und gesunde Nation auf das allergeringste Maß beschränken muß. Wo ein Staat Ausweisungen zur Regel macht und deren Anwendung seinen untergeordneten Organen anheim stellt, gibt er etwas von seiner moralischen Würde preis. Er gefährdet seine Ehre! Gastfreundschaft ist uraltes Gut der gesitteten Menschheit; im heutigen Völkerverkehr wirkt ihre leichtfertige Verletzung als Zeichen der Schwäche oder als Roheit.

R

Das Büro des Deutschen Protestantenvereins bittet, ihm die Listen mit den Unterschriften für Jatho, die der Nr. 12 der Christlichen Welt beilagen, oder eine Abschrift der Namen zu übersenden. Die Sammlung von Unterschriften wird fortgesetzt. Neue Listen sind jederzeit kostenfrei vom Büro des Deutschen Protestantenvereins, Berlin W. 35, Steglitzerstraße 68, zu beziehen.

Ein viertes Heft „Aktenstücke zum Fall Jatho" ist bei Paul Neubner (Köln) erschienen. Inhalt: Aus Jathos Predigt am 22. Januar, Jathos und Geffckens Reden in der Wählerversammlung für Vorbereitung der Altkölner Repräsentantenwahlen am 13 März. Preis 50 Pfg.

D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 11. Mai 8 Uhr Kriegsakademie Dorotheenstraße 58/59: Das Gottesverhältnis des Christentums gegenüber dem modernen Heidentum. Prof. Dr. E. Lehmann, Berlin.

Gießen. Donnerstag 4. Mai 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz Bahnhofstraße: Geht uns in der Christlichen Welt die Alkoholfrage etwas an? Dr. med. Liebe, Waldhof Elgershausen.

Halle a. S. Vere:nigung Halle-Stadt. Freitag 28 April 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Kirche und Staat. Pastor Gutjahr.

Stade. Mittwoch 3. Mai, 4¾ Uhr, Norddeutscher Hof: Die Stellung des Religionsunterrichtes unter den ethischen Fächern der höheren Schulen.

Versammlungskalender

19.–26. April	Landeskirchlich-sozialer Kursus Berlin
25. 26. „	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Darmstadt
3. Mai	Thüringer Kirchentag Meiningen
7.–10. „	Instruktionskursus für moderne evangelische Jugendarbeit Berlin
4.– 8. Juni	Deutsch-evang. Schulkongreß Dresden
6.– 8. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Danzig
6.– 8. „	Kirchlich-soziale Konferenz Nürnberg
10.–12. „	Ostdeutscher Jünglingsbund Königsberg
20.–23. „	Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Düsseldorf
20.–24. August	Reformierter Bund Detmold
28. Aug. bis 2. Sept.	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz Upsala
23.–25. September	Hauptversammlung des Gustav-Adolf Vereins Frankfurt
25.–28. „	Kongreß für Innere Mission Stettin
2.– 4. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Goslar
5.– 8. „	Evangelischer Bund Dortmund

Zur Feier des **60 jährigen Geburtstages** von **Prof. Harnack** ist eine festliche Zusammenkunft in diesem Mai beschlossen. Alle ehemaligen Senioren und ordentlichen Mitglieder des **Harnackschen Seminars** in Leipzig, Gießen, Marburg, Berlin werden zur Teilnahme herzlich eingeladen und gebeten, umgehend ihre Adresse dem **Senior Bauke Berlin W. 8,** Behrenstr. 40 mitzuteilen.

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Drucksachen für Familien- und amtliche Zwecke sowie Werkdruck jeder Art liefert in tadelloser Ausführung zu mässigen Preisen
Buchdruckerei Heinr. Bauer in Marburg a. L.

Ausschreibung

Die **Personalvikarstelle** in der Filial-Gemeinde **Spittal a. d. Drau in Kärnten** ist neu zu besetzen. Bewerber mögen sich **umgehend** melden. Selbständiges Arbeitsgebiet mit 2 Außenstationen. 750 Seelen. Kirche und Pfarrhaus vorhanden. Auskunft erteilt

J. Schacht, Vikar

Einladung

Die **Sächsische Kirchliche Konferenz** wird am **26. April** laufenden Jahres vormittags 11 Uhr im Saale der Freimaurerloge in Chemnitz i. Sa. abgehalten.

Herr Professor D. Titius in Göttingen wird „Die moderne Sexualethik" und Herr Oberlehrer Dr. Hennig in Leipzig „Die Denkschrift der Konferenz über den evangelisch-lutherischen Religionsunterricht der Volksschule" behandeln.

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Zwickau i. Sa., im März 1911. **D. Meyer**

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 3. Dr. Wunsch gestorben — Zur allgemeinen Lage in Japan (Schluß). Von Sup. Schiller in Kioto — Abirrungen des religiösen Glaubens. Von D. Haas — Die Kultushandlungen der heutigen chinesischen Staatsreligion. Von M. Schüler — Aus der Mission der Gegenwart — Aus Zeitschriften

Luthers Werke (Weimarer Ausgabe), wie neu, zu **verkaufen.**
Angebote an Pastor Spanuth in Schulenburg (Leine).

Redaktions- und **Privatsekretärin** mit mehrjähriger Praxis sucht dauerndes Engagement, möglichst bei einer großen **Fachzeitschrift.** Mitteldeutschland bevorzugt.
Gute Zeugnisse, beste Empfehlungen. Angebote unter **P. S.** an die Expedition des Blattes erbeten.

Gloeckner & Niemann
Akademische Buchhandlung
Halle-S Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder und Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 385 386 067 M. Vermögensbestand 139 260 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zuvermieten. Prachtkatalog M 6 gratis.** Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle.
Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Lic. Dr. **Martin Dibelius: Die Briefe des Apostels Paulus. An die Tessalonicher I. II. An die Philipper.**
(Handbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von Hans Lietzmann Bd. III. 2.)
Einzelpreis broschiert Mk. 1.20; gebd. Mk. 2.20

Lic. Dr. **Hermann Süskind: Christentum und Geschichte bei Schleiermacher.**
Die geschichtsphilosophischen Grundlagen der Schleiermacherschen Theologie.
I. Teil: Die Absolutheit des Christentums und die Religionsphilosophie.
Preis broschiert Mk. 5.60

Lic. **H. Mulert: Wahrhaftigkeit und Lehrverpflichtung.**
Preis broschiert Mk. 1.50

Zu der Zeit des Falles „Jatho" kommt diese Schrift gerade recht, um für die kirchlichen Reformen, die sie fordert, Interesse zu erwecken.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 14. Januar bis März 1911 — Ein Lehrprozeß in Dänemark — Das Evangelium in Portugal — Aktenstücke zum Fall Jatho. III. Gutachten des Kölner Presbyteriums — Verschiedenes: Die katholische Kirche in Italien; Traub vor dem Reichsgericht; Pius X. und der Protestantismus

Nr. 15. Berlin 1910 — Jugendbund für entschiedenes Christentum — Aktenstücke zum Fall Jatho. IV. Wichtigere Kundgebungen — Verschiedenes: Religionsunterricht der Dissidentenkinder; Ein neuer Tetzel.

Verlorene Liebesmüh
sieht man sich in diesem Bild entfalten, denn **Palmin** (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine) sie stehen unerreicht da in der Gunst des Publikums. Das beweist der von Jahr zu Jahr steigende Umsatz dieser Produkte gerade in den besser situierten Bevölkerungskreisen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei literarische Beilagen vom Verlag Julius Klinkhardt, Leipzig (Biblisches Lesebuch); und vom Verlag „Die Tat", Leipzig